HSLU Hochschule Luzern

MAG — IIA

Magazin des Instituts für Innenarchitektur 5/2026

salonfähig



FH Zentralschweiz


WALD
HUUS
EINE ZWISCHENNUTZUNG VON PROJEKT INTERIM
PROJEKT
INTERIM
Die günstigsten Räume der Schweiz.

Vestibül

In Waldh-aus-tausch

82 Mitglieder, 4 online

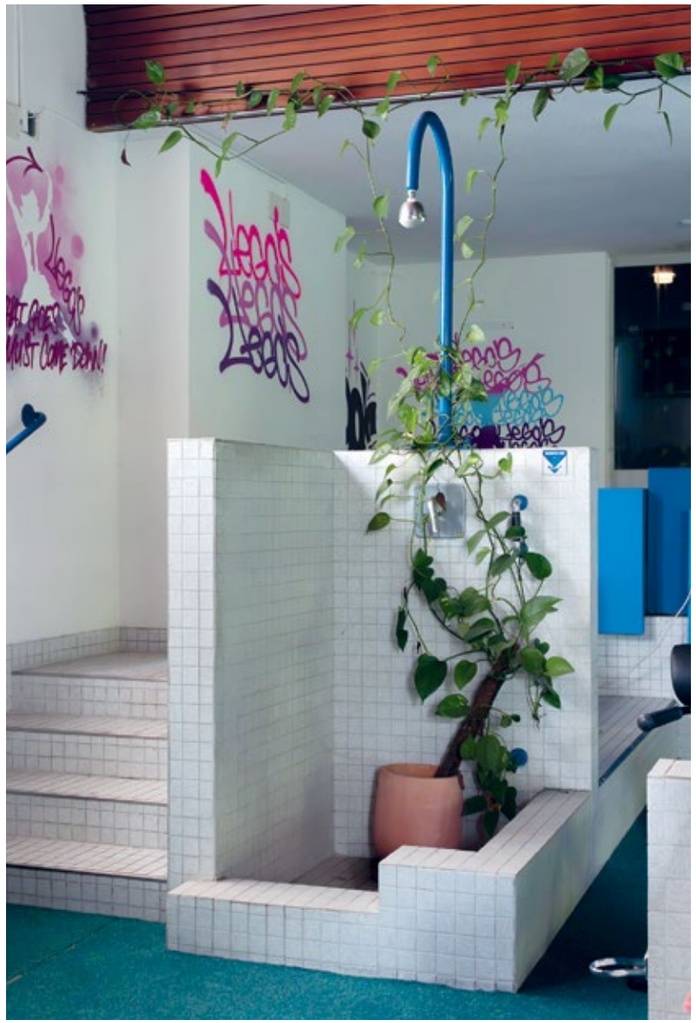
Alissa Hänsli, Modul «Visuelle Komposition»

Dieses Fotoessay ist dem «Waldhaus Dolder» gewidmet, meinem Zuhause in Zürich in den vergangenen zweieinhalb Jahren. Das Gebäude, ein ehemaliges Hotel aus den 1970er-Jahren, das einst Teil des «Dolder»-Komplexes war, wird seit einigen Jahren zwischengenutzt. Die einstigen Hotelzimmer wurden durch das Projekt «Interim» zu günstigem Wohnraum. Doch das Kapitel geht zu Ende. Das Haus wird kernsaniert und macht Platz für Luxuswohnungen, die besser ins Bild des Zürichbergs passen. Mit diesem Essay möchte ich das Leben im «Waldhaus» festhalten. Die Bilder werden durch Zitate aus unserem Telegram-Gruppenchat ergänzt. Sie zeigen den Alltag, die Dynamik der Bewohner:innen sowie das Zusammenleben zwischen Gemeinschaft und Konflikt. Es ist eine Dokumentation des Verfalls, vergangener Zeiten, von Nähe und Spannungen. Mein Bezug zum «Waldhaus» ist weitgehend neutral. Am Ende ist es vor allem eines: eine Erinnerung an eine besondere Zeit.

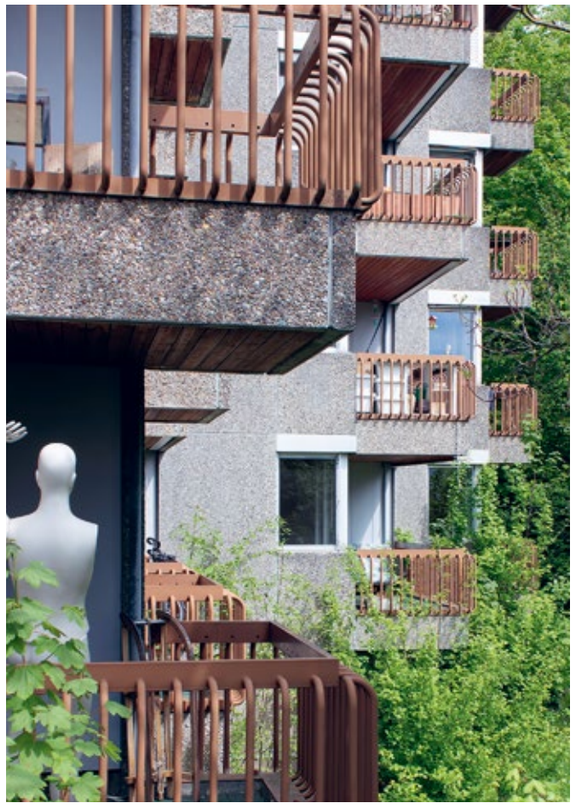
M
Hallo Liebe Waldhauscommunity! Ich bin neu hier und werde in der 7. Etage im obersten Stock einziehen:) freu mich schon euch kennenzulernen:)
27.03.2025, 16:15

S
Achtung Abschleppdienst!
22.02.2025, 14:46

V
WER parkt vor dem Eingang!!! Ich bin am umziehen!!!!!
Und ich weiss wieder warum!!
30.09.2024, 10:03







K
Hallo. Wer hat das Trampolin im Garten entfernt?
Das gehört uns
22.08.2023, 16:13

M
Sorry für den Lärm ich muss die 10 Fledermäuse aus meiner Wohnung kriegen.
19.08.2023, 22:32

H
Hallo liebe Alle… ohje ich habe mich aus meiner Wohnung ausgesperrt. Hat jemand ne Leiter, bin ja zum Glück im EG
23.04.2023, 18:51

N
Wir haben Freunde, die heute und morgen Abend im Zelt im Garten schlafen, hoffe das stört niemanden.
27.06.2024, 17:03



P
Urgent Issue - Water Leak and Power Outage
23.08.2024, 18:21

M
Treppenhaus Ost steht unter Wasser. Ist an PI gemeldet.
18.09.2024, 11:04

K
Does somebody have salt? Forgot to buy just now…
22.12.2024, 18:55

S
Achtung Leitungswasser ist Ungeil
04.10.2024, 15:33

P
Wer hat meine Wäsche aus der Maschine genommen??
18.07.2025, 11:35

K
Hat jemand einen Schlagbohrer auszuleihen für heute Abend?
13.07.2024, 16:13

M
Nachdem der Lift im Turm Ost gestern Abend kurzzeitig wieder ging, steht er jetzt wieder still. E-Mail an PI ist raus.
19.02.2025, 19:32

M
An alle hundebesitzer, einer schafft es anscheinend nicht raus und pisst dann an die Steckdose…
22.11.2024, 19:39



Vestibül



Inhalt

1 Vestibül —— Vorspann

8 Atrium —— Umfrage

9 Entree —— Vorwort

10 Arkaden —— Essay
Der Salon
Marcel Glanzmann

16 Arkaden —— Essay
Der Salon als Raum gesellschaftlicher Teilhabe
Dr. Katharina König

22 Arkaden —— Essay
Wo Baukultur auf Weltpolitik trifft
Jodok Brunner

29 Erker —— Kurznachrichten

35 Enfilade —— Räume denken, Formen finden

51 Loggia —— Dialog
Vier Sichtweisen … auf feministische Salons

54 Loggia —— Dialog
Mit Tilla Theus im Dialog über Orte, die inspirieren und in die Zukunft tragen

58 Archiv —— Das historische Interieur
Die Aubette als Beispiel integrierter Kunst
Werk, Heft 10, Oktober 1960

66 Empore —— Best of IIA
Bachelor-Thesis 2025

76 Veranda —— Studienreise
Innenarchitektur unterwegs: Gent – Antwerpen – Brüssel

80 Annex —— Impressum



Michaela Fassbind
ist Assistentin der Leitung am Institut für Innenarchitektur und verantwortet die Kommunikation und den Vertrieb des MAG—IIA.

Wie erleben Sie das MAG—IIA?

Das MAG—IIA lebt vom Austausch mit seinen Leser:innen. Für meine Masterarbeit an der Hochschule Luzern untersuche ich, welchen Eindruck das MAG—IIA hinterlässt und was es braucht, um in Zukunft noch prägnanter zu werden. Ihre Perspektive ist dabei zentral: Was hat Sie angesprochen? Was fehlt? Was wünschen Sie sich mehr? Scannen Sie bitte den QR-Code und teilen Sie uns Ihre Meinung in einer kurzen, anonymen Umfrage mit. Ihre Rückmeldung fliesst direkt in die Weiterentwicklung des Magazins und in meine Masterarbeit ein.

Vielen Dank für Ihre Zeit und für Ihren Beitrag zur Zukunft des MAG—IIA!

↑
Ausgaben 1 bis 4 jetzt auch online verfügbar

↓
Zur Umfrage

Liebe Leserin
Lieber Leser

Prof. Dominic Haag-Walthert
Instituts- und Studiengangleiter IIA

Stellen Sie sich einen Ort vor, an dem Menschen zusammenkommen, um Ideen zu teilen, zu diskutieren und gemeinsam Neues zu denken. Ein Raum, der inspiriert, verbindet und den Horizont erweitert. Dieser Ort ist der Salon – und er hat eine lange Geschichte. Was früher ein exklusiver Treffpunkt der gesellschaftlichen Elite war, ist heute ein offener Raum für alle, die neugierig sind und den Austausch suchen. Diesen Bogen vom Gestern zum Heute schlägt Marcel Glanzmann in seinem Essay in diesem Magazin und erschliesst uns damit den notwendigen Hintergrund zum Einstieg ins Thema.

Obwohl die verschiedenen Spielformen von Öffentlichkeit in den sozialen Medien einen immer umfangreicheren Teil des sozialen Austauschs übernehmen, bleibt der physische Ort an der Schnittstelle von Privatem und Öffentlichem auch heute noch von grosser Bedeutung. Jodok Brunner führt dies in seinem Interview über die Botschaftsbauten der Eidgenossenschaft aus. Die Aus- und Einbauten solch repräsentativer Räume, in denen sich Politiker:innen, Diplomatinnen, Diplomaten und Bürger:innen treffen, unterliegen spezifischen Anforderungen, Abläufen und Regeln. Das Ziel dieser Räume ist es stets, Beziehungen und Handlungen der sich darin aufhaltenden Personen und Ländervertreter:innen zu ermöglichen und zu unterstützen.

Katharina König zeigt uns schliesslich die Wirkung von Räumen des Austauschs in Bezug auf Zugänglichkeit, Gestaltung und Kommunikation. Sie befasst sich aus architekturpsychologischer Perspektive einerseits mit dem Einfluss der gebauten Umwelt auf den Menschen, sein Befinden und sein Verhalten. Anderseits weist sie auch auf die wichtige Funktion solcher Räume für eine Demokratie hin – besonders in unserer heutigen Zeit, in der sich oft unversöhnliche Positionen gegenüberstehen.

Stellen Sie sich einen Ort vor, an dem Menschen zusammenkommen, um Ideen zu teilen, zu diskutieren und gemeinsam Neues zu denken. Den Eingang zu diesem Ort finden Sie auf den nächsten Seiten!

PS: Haben Sie eine Ausgabe des MAG—IIA verpasst? Sie können sämtliche Ausgaben einsehen und als PDF herunterladen unter → hslu.ch/mag-iia

Der Salon
Vom Feuer zur Förmlichkeit bis hin zur Entgrenzung

Marcel Glanzmann
ist Künstler und visueller Gestalter. Seine Arbeit bewegt sich zwischen Malerei, Kunstprojekten, Bühnenbild und Illustration. Er unterrichtet am Departement Technik & Architektur der Hochschule Luzern.

Über den Salon nachzudenken und zu schreiben, konfrontiert mich zunächst mit einer Anzahl von Fragen dahingehend, um welchen oder welche Salons es sich hierbei handeln könnte. In den unterschiedlichen Epochen gab es jeweils auch unterschiedliche Spielformen von dem, was wir heute allgemeinsprachlich als «Salon» bezeichnen – und damit einen spezifisch eingerichteten Raum meinen. Das Naheliegende ist, sich einen Raum vorzustellen, der eine gewisse Förmlichkeit besitzt, und der repräsentativ und der Zeit entsprechend eingerichtet ist. Aber schon beginnen sich meine Gedanken davon zu entfernen und ich mache mir ein anderes Bild: Ich sehe eine Höhle, in der sich Urzeit-Menschen um ein Feuer gruppieren, und im Licht und in der Wärme irgendeinen Austausch veranstalten, ein Ritual vollziehen oder Pläne für die Jagd schmieden. Entspricht Ihnen ein solches Gedankenbild? Oder welches Bild haben Sie vor Ihrem inneren Auge, wenn Sie sich einen Salon vorstellen? Stellen Sie sich zuerst den Raum vor und dann die Menschen, die sich dort aufhalten, oder umgekehrt? Waren Sie schon einmal in einem Salon? Wenn ja, woher wissen Sie zweifelsfrei, dass Sie in einem waren? Wenn wir uns ein Bild machen wollen über die Entwicklung des Salons, können wir weit in die Vergangenheit zurückblicken. Dort finden wir, wenn auch nicht dasselbe, doch Ähnliches, das einen Salon charakterisiert.

Die Ursprünge

Aus der Antike kennen wir zum Beispiel das Symposion, ein institutionalisierter Raum der männlichen Geselligkeit, in dem sich Trinken, Musik und Poesie miteinander verbanden. Es diente nicht nur dem Vergnügen, sondern hatte auch eine tiefere soziale Funktion, durch die politische Allianzen, Bildung, Wertevermittlung und ein philosophischer Diskurs in einer ritualisierten Form praktiziert wurden. Das Verhältnis zwischen dem Individuum und der Gemeinschaft war klar geregelt. Der Einzelne existierte in seiner Rolle als Teil einer ständisch und geschlechtlich homogenen Elite.

Dieses Selbstverständnis manifestierte sich architektonisch in der Struktur des Hauses. Der Männerraum, das Andron, war eigens für das Symposion konzipiert, meist rechteckig, mit Liegeflächen (Klinen) entlang den Wänden und einer freien Fläche in der Mitte für Bewegung, Tanz und Musik. Es war ein Raum der sozialen Repräsentation und gleichzeitig des Rückzugs von der Öffentlichkeit der Polis. Auf Keramiken, auf den Gefässen, aus denen getrunken wurde, finden sich mythologische, komödiantische und auch erotische Szenen, eine frühe Form des Diskurses zwischen Bild und Begriff hin zu einer Selbstbespiegelung von Mensch und Zeit als Teil eines gesamtheitlichen sozialen Rituals und nicht einer autonomen Sphäre. Eine entsprechende Fortführung fand das Symposion in der römischen Antike, als Convivum, das Gastmahl, das in seiner Prägung eher einem Festmahl oder Gelage entspricht, aber noch immer einen elitären Anspruch verfolgt, der primär auf einer Standeszugehörigkeit beruht.

Dem Begriff «salonfähig» ging der Begriff «Hoffähigkeit» voraus. Die höfischen Gesellschaften des Mittelalters kannten ebenfalls solche Conviva Saecularia, die der Hof für die Oberschicht als Teil des Hofzeremoniells veranstaltete. Der Zugang dazu war streng geregelt, und um hoffähig zu sein, musste ein Individuum dem Adel angehören. Es gab keine Möglichkeit, durch Leistung Zugang zu erhalten.

Bühne für Geist und Gesellschaft

Mit dem Übergang in die frühe Neuzeit wandelte sich der Salon zu dem, was wir heute im engeren Sinn mit dem Begriff verbinden. In den aristokratischen und frühbürgerlichen Salons des 17. und 18. Jahrhunderts, insbesondere in Frankreich, wurde der Diskurs aus dem männlich-homogenen Raum des Andron in die salonartige Wohnarchitektur überführt. Salons, wie jener von Madame de Rambouillet oder Madame Geoffrin, öffneten den privaten Raum für eine breitere Schicht, ein Novum in der Geschichte des gesellschaftlichen Austauschs. So luden sie zwar noch immer Angehörige des Hochadels ein, führten diese aber mit Vertretern des niederen Adels und des Bürgertums zusammen, die ein gemeinsames intellektuelles Interesse verband.
Diese Räume waren der kulturellen Vermittlung und der ästhetischen Bildung gewidmet. Die Konversation wurde zur Kunstform erhoben. Die Literatur, die Philosophie sowie die



→
Der literarische Salon von Madame Geoffrin, um 1755, Anicet Charles Gabriel Lemonnier



←
Afternoon Visit, 1850,
Gustave Léonard de Jonghe



→
Hush! The Concert, 1875,
James Tissot

Musik wurden zur Szenerie der Selbstverständigung einer neuen gesellschaftlichen Schicht, des aufgeklärten Bürgertums. In diesem Kontext gewann das Individuum vermehrt an Sichtbarkeit. Nicht mehr nur durch Stand oder Geburt, sondern jetzt auch durch Bildung, Esprit und Stil erlangte man Zugang und Anerkennung.

Hier bereits einen Weg zu einer egalitären Gesellschaft erkennen zu wollen, ist vielleicht etwas verfrüht. Aber es lässt sich durchaus eine Wendung ablesen, die von dem männerdominierten Symposion der Antike zu einer offeneren, durchlässigeren Grundanschauung führt, deren Dominanz von adligen Frauen mit Selbstbewusstsein und hoher Bildung initiiert wurde.

Die Salonarchitektur dieser Zeit spiegelt diesen Anspruch wider. Es entstanden Räume mit reicher Ornamentierung, grosszügigen Fensterachsen, Spiegeln und eleganter Möblierung, stilistisch gleichermassen Offenheit und Repräsentation symbolisierend. Die Kunst fand hierin einen zentralen Ort. Kammermusik, Lesungen, Bildbetrachtung wurden zu ritualisierten Elementen der Geselligkeit. Der Salon wurde zu einem Schauplatz des Geistes und der Vernunft, im architektonischen wie im intellektuellen Sinn.

Erst im 19. Jahrhundert verlagerte sich der Schwerpunkt der Salonkultur zunehmend in die aufstrebenden bürgerlichen Milieus. In Städten wie Berlin, Wien oder Paris entstanden Salons, in denen sich politisches Bewusstsein, künstlerischer Anspruch und soziale Emanzipation verbanden. Der Berliner Salon der deutschen Autorin Rahel Varnhagen gilt als exemplarisch für diese Zeit. Er war Treffpunkt von Juden und Christen, Frauen und Männern, Dichtern, Philosophen und Politikern, ein Raum der Grenzüberschreitung, sowohl sozial als auch intellektuell.

Gleichzeitig nahm der Salon eine neue Funktion ein. Er wurde zur Bühne der Selbstdarstellung und Distinktion. In einer Gesellschaft, die zunehmend durch das Prinzip der Leistung und des Geschmacks reguliert war, bot der Salon einen Raum für die ästhetische Inszenierung des Selbst – eine Art soziales Theater. Die Innenarchitektur des Salons erfuhr dadurch ihre entsprechende Konzeption: Möbel, Gemälde, Bücher, Teppiche und Lichtgestaltung wurden bis ins kleinste Detail bewusst ausgewählt und komponiert und dienten der Kodierung von Identität und Weltanschauung.

Kunst war nicht mehr bloss eine Begleiterscheinung, sondern Gegenstand des Diskurses. Salonausstellungen, literarische Salons, Musikabende und Vorträge schufen eine intellektuell aufgeladene Atmosphäre, in der neue künstlerische Bewegungen, von der Romantik über den Realismus bis zum Impressionismus, diskutiert und popularisiert wurden. Während des gesamten 19. Jahrhunderts und beim Übergang ins frühe 20. Jahrhundert waren Salons äusserst populär und in ihrer Form und Vielzahl auch genauso unterschiedlich. Was allen aber weiterhin unentbehrlich blieb, waren die zentralen Persönlichkeiten, die es sich leisten konnten, solche Salons zu führen, und die über ein entsprechendes Netzwerk verfügten, wenn es darum ging, bestimmte Menschen und Gruppen zusammenzuführen.

Vom bürgerlichen Salon zur Factory

Wenn wir in unsere nicht allzu weit zurückliegende Vergangenheit blicken, können wir mit Andy Warhols «Factory» eine sinnstiftende Weiterentwicklung sehen, einen dekonstruktiven Salon der Pop-Moderne, der in seiner Konsequenz einen Bruch und zugleich eine neue Form darstellt. So entstand im New York der 1960er-Jahre ein Raum, der die klassischen Salonprinzipien auf den Kopf stellte. Hier traf sich nicht mehr das gebildete Bürgertum zur gepflegten Konversation, sondern es kamen Models, Outsider, Künstler:innen, Musiker:innen und Filmemacher:innen zusammen, um gemeinsam Kunst zu produzieren, Subversion und auch Exzess zu leben.

Warhols «Factory» war ein postindustrieller Salon, dessen Ästhetik die Massenproduktion, das Künstliche und das Performative feierte. Aluminiumfolie an den Wänden, Fotokopierer, Siebdruckmaschinen und Kameras dominierten den Raum in einer bewussten Abkehr von der ornamentalen Salonarchitektur des 19. Jahrhunderts. Hier wurde die Idee des Salons als Raum des Austauschs dekonstruiert. Der Austausch vollzog sich nicht mehr rein dialogisch, sondern medial über Film, Fotografie und medienwirksame Provokation.

Das Individuum in der «Factory» war nicht mehr Teil eines geordneten Diskurses, sondern Teil eines ästhetischen Experiments, das Identitäten zerlegte, multiplizierte und ironisierte. Warhols berühmtes Zitat «In the future, everyone will be famous for fifteen minutes» bringt diesen Wandel auf den Punkt. Der Salon war nun ein Raum für die Serialisierung des Selbst, für changierende Identitäten im Zeitalter von Spektakel und Aufmerksamkeitsgewinnung.

Die innenräumliche Ästhetik der «Factory» generierte dazu eine neue Version alter Prinzipien. So sind es nicht mehr die Kronleuchter und Spiegelsäle der Vergangenheit. Die mit silbernfarbiger Aluminiumfolie ausgekleideten Raumbegrenzungen können noch als Anlehnung daran verstanden werden. Doch die Oberfläche lässt nur mehr verzerrte Reflexe zu, die eher dem nassen Felsen einer Höhle ähneln – Brioboxen wie Steinblöcke zum Sitzen und Filmprojektionen als das kalte Feuer der neuen Medien.

Der entgrenzte Salon unserer Zeit

So gruppieren sich die Menschen heute nicht mehr ums Feuer, oder im Kerzenschein in einem physischen Raum um eine Gastgeberin mit Esprit, denn mit dem Aufkommen von Internet und sozialen Medien erlebte der Salon eine nächste Transformation. Plattformen, Foren, Chatrooms als digitale Netzwerke sind die Nachfolger des historischen Salons und zugleich dessen Entgrenzung. Jeder und jede kann senden, empfangen, kommentieren. Der Zugang ist demokratisiert. Die Architektur ist nicht mehr physisch, sondern algorithmisch strukturiert. Nicht der Gastgeber, die Gastgeberin bestimmt die Gesprächsrunde, sondern ein Code. Sichtbarkeit ist eine Funktion von Interaktion, Reichweite und Plattformlogik. Das Individuum ist gleichzeitig Akteur:in und Produkt, Sender:in, und Empfänger:in, Ware, Kunstwerk und Konsument:in.

Ob es sich bei den digitalen Räumen noch um etwas Vergleichbares wie einen Salon handelt, bleibt allerdings eher zweifelhaft. Wer darin eine Verlagerung vom Andron zur Agora sehen möchte, liegt damit auch nicht falsch. Die Enträumlichung und Entzeitlichung des Individuums stellt hierbei eine Herausforderung für die kommunizierende Gesellschaft dar, sowohl in ihrer Öffentlichkeit wie auch in ihrer Privatheit.

Eine digitale Welt bringt viele Impulse und Inspirationsquellen mit sich, fordert aber zugleich ein neues Rollenverständnis der Innenarchitektur wie auch vieler anderer Berufsfelder. Sie muss zwischen Trends, Technologie, Funktionalität und Authentizität vermitteln und zunehmend auch bildend und beratend tätig sein, um Bauherrinnen und Bauherren durch die Flut an Informationen zu begleiten. Innenarchitektur inszeniert die Beziehung zwischen den Dingen und ihren kulturellen Bedeutungen. Sie verdichtet Form und Funktion zu einem lesbaren und erlebbaren Text des Raums.

Bitte nehmen Sie Platz, der Salon ist eröffnet.



↑
At a Factory Party, 231 East 47th Street,
New York, 31.08.1965
Fred W. McDarrah

Der Salon als Raum gesellschaftlicher Teilhabe
(Innen-)Architektur der Zugehörigkeit

Dr. Katharina König
hat Innenarchitektur studiert und danach im Bereich Psychologie mit einer Arbeit zur Architekturwahrnehmung promoviert.
Ihr Arbeitsschwerpunkt liegt auf nutzerfreundlicher Gestaltung.

Die Architekturpsychologie beschäftigt sich mit der Interaktion zwischen Mensch und gebauter Umwelt. Im Zentrum stehen die Wahrnehmung und das Erleben der Nutzenden in ihrer räumlichen Umgebung. Aus diesen Erkenntnissen werden Gestaltungsmöglichkeiten abgeleitet, die den menschlichen Bedürfnissen gerecht werden. Aus dieser Perspektive stellt der Salon einen besonders interessanten Raum dar, da er als Übergangszone zwischen öffentlichen und privaten Bereichen fungiert und zum gesellschaftlichen Austausch beiträgt.

Vom exklusiven und inklusiven Innenraum

Historisch gesehen waren Salons exklusive Rückzugsorte der oberen Gesellschaftsschichten, zu denen ausschliesslich «salonfähige» Personen Zugang hatten. Die einladende Person kontrollierte selektiv den Zutritt und bestimmte somit, wer dazugehört und wer ausgeschlossen wird. Im Lauf der Zeit haben Salons eine Transformation durchlaufen und sind zu offeneren Räumen des sozialen Austauschs geworden – primär öffentliche Bereiche, in denen beispielsweise kulturelle oder politische Veranstaltungen stattfinden.

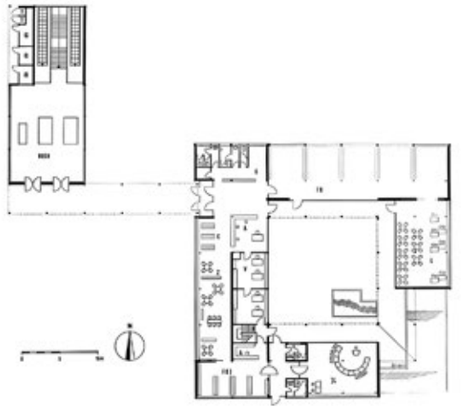
Diese Veränderung bringt für uns als (Innen-) Architekten und -Architektinnen eine besondere Verantwortung mit sich: Während private Räume oft individuell gestaltet und an persönliche Bedürfnisse angepasst werden können, ist dies in öffentlichen Räumen häufig nicht oder nur begrenzt möglich. Für Menschen ohne körperliche oder geistige Einschränkungen ist diese fehlende Anpassungsfähigkeit in der Regel unproblematisch, doch mit der Vulnerabilität der Nutzenden steigen die räumlichen Anforderungen erheblich (König, 2014). Es ist unsere Aufgabe als Gestaltende, diesen unterschiedlichen Bedürfnissen gerecht zu werden – besonders in Salons, deren heutige Funktion den gesellschaftlichen Austausch fördert und gleichberechtigte Teilhabe für alle ermöglicht.

Eine Möglichkeit, wie wir als Gestaltende den gesellschaftlichen Diskurs fördern können, ist der Einbezug von Salons in aktuelle Planungsaufgaben. Ihr Potenzial als gesellschaftliche Elemente lässt sich an zwei Beispielen verdeutlichen. In Ministerien, Rathäusern, Bibliotheken (wie der hier gezeigten Hansabücherei in Berlin) und anderen öffentlichen Gebäuden könnten Salons verpflichtend als Orte des Diskurses etabliert werden. Nichts gefährdet unsere Demokratie mehr, als wenn wir aufhören zu diskutieren, Ideen auszutauschen und einander zuzuhören. An anderen Orten könnten Salons zur Entstigmatisierung beitragen. Denken wir an den ursprünglichen Salon und die Idee der «Gesellschaftsfähigkeit». Indem wir beispielsweise in einer psychiatrischen Klinik einen Salon einrichten, nehmen wir diesen Gedanken auf und kehren ihn um: Die Nutzenden werden «gesellschaftsfähig». Angesichts der nach wie vor bestehenden Vorurteile über Menschen mit psychischen Erkrankungen und psychiatrische Einrichtungen bietet die Öffnung zur Gesellschaft die Chance, diese Vorurteile abzubauen und psychische Erkrankungen zu entstigmatisieren.

Viele (psychiatrische) Kliniken setzen heute auf eine transparente Öffnung nach aussen und schaffen Salons als öffentliche Begegnungsräume, in denen Kunstausstellungen oder Musikveranstaltungen stattfinden. Hier wird die transformative Kraft des Raumes genutzt, um menschliche Begegnungen zu ermöglichen und Vorurteile abzubauen.

Niedrigschwellige Zugänglichkeit schaffen

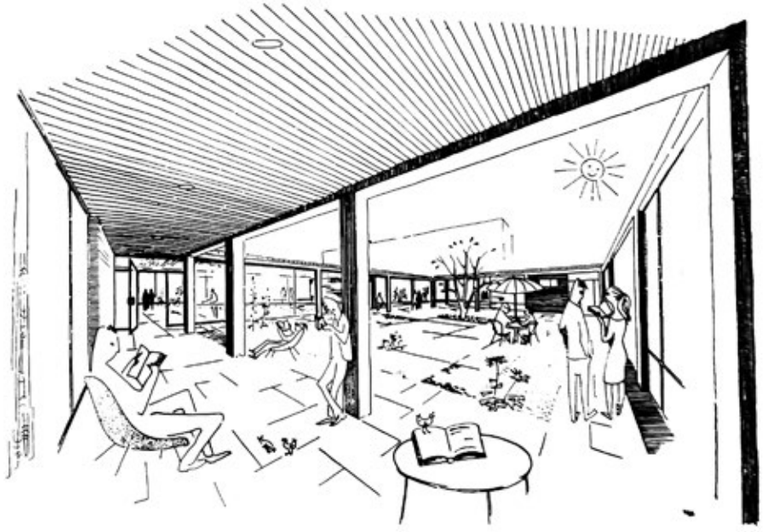
Der Salon sollte also niedrigschwellig zugänglich sein. Diese Zugänglichkeit wird nicht nur durch organisatorische Massnahmen wie Einladungen gefördert, sondern entscheidend auch durch die räumliche Gestaltung. Ein zentraler Aspekt ist die Verortung: Liegt der



↑
Grundriss U-Bahn-Empfangsgebäude und Hansabücherei

↓
Die Abbildungen zeigen die Hansabücherei in Berlin, erbaut 1957 nach Entwürfen des Architekten Werner Düttmann. Die Hansabibliothek steht beispielhaft für eine Vielzahl von Aspekten, die in diesem Text diskutiert werden: die Transparenz zwischen Innen- und Aussenraum, die barrierefreie Erschliessung, die niedrigschwellige Zugänglichkeit durch die städtebauliche Anbindung, die Nutzung als Veranstaltungsort sowie die Möglichkeit, Innen- und Aussenraum durch vollständig versenkbare Fenster grosszügig zu verbinden.





←
Perspektive des Lesehofes,
Architektur und Zeichnung
Werner Düttmann, 1957



↓
Innenhof mit schwellenlosem
Zugang, 2025

Salon an einem belebten städtischen Standort oder ist er in einem Gebäude verborgen und schwer auffindbar? Um die Zugänglichkeit zu gewährleisten, sollte der Salon leicht zu erreichen sein. Das beginnt mit der Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel und der fussläufigen Erreichbarkeit von Haltestellen. Als Beispiel: Die Hansabücherei liegt direkt am Ausgang der U-Bahnstation und ist mit ihr durch einen überdachten Gang verbunden. Eine gut sichtbare visuelle Geste, die auf den Eingang hinführt wie eine Strassenachse, kann ebenso hilfreich sein wie ein Wegeleitsystem, das den Zugang erleichtert, besonders wenn die architektonischen Gegebenheiten eine intuitive Orientierung nur unzureichend ermöglichen.

Eine breite, von aussen gut erkennbare Eingangstür ohne ausgeprägte Schwelle signalisiert den Nutzenden, dass sie jederzeit eintreten können. Die (Innen-)Architektur bietet konkrete Handlungsangebote, auch als Affordanzen bekannt, und kommuniziert so mit den Nutzenden. Sie ermöglicht eine intuitive Nutzung des Raumes oder der Objekte. Der Begriff «Affordanz» geht auf den Wahrnehmungspsychologen James J. Gibson zurück (Gibson, 1982) und kann mit «Handlungsmöglichkeiten» übersetzt werden. Der japanische Designer und Kreativchef des japanischen Labels «Muji», Naoto Fukasawa, ist ein Meister der Affordanzen. Er entwirft Objekte, indem er das Verhalten von Nutzenden in ihrem Alltag beobachtet, und versucht, deren Handlungen zu unterstützen (Fukasawa, 2014). So gestaltet er beispielsweise eine Nachttischleuchte, deren Fuss zugleich eine Schale für Schmuck ist. In diesem Fall wäre die Affordanz das einfache Ablegen des Schmucks vor dem Zubettgehen.



Affordanzen ermöglichen uns, unsere Umwelt intuitiv zu verstehen und aktiv mit ihr zu interagieren – idealerweise unterstützt die gebaute Umgebung unsere Handlungen dabei. Für einen Salon sind das zum Beispiel gut erkennbare Zonierungen oder Sitzmöglichkeiten. Transparente Materialien, die Einblicke von aussen in den Salon gewähren, symbolisieren nicht nur Offenheit, sondern geben den Nutzenden bereits vor dem Betreten Hinweise über den Raum und die Handlungsmöglichkeiten, die sich darin bieten. Diese Transparenz schafft Vertrauen, verringert das Stressempfinden und fördert das Wohlbefinden. Die hier gezeigte Hansabücherei zeichnet sich durch ihre grosse Transparenz aus. Der Innenraum lässt sich durch herunterfahrbare Fenster zum Innenhof öffnen und dies erweitert den Raum. Die Bepflanzung des Innenhofs sorgt – im Sinne des sogenannten Biophilic Designs – für zusätzliche Stressreduktion (Ulrich, 1984).

Gestaltung des Innenraums: technische, funktionale und emotionale Aspekte

Neben der Zugänglichkeit spielt auch die Innenraumgestaltung eine wesentliche Rolle. Die (Innen-)Architektur muss technische, funktionale und emotionale Aspekte gleichermassen berücksichtigen.

Technische Aspekte beziehen sich auf die raumumschliessenden Flächen, während funktionale Aspekte sicherstellen, dass der Raum alle Handlungen ermöglicht, für die er konzipiert wurde. Ein Salon braucht beispielsweise bequeme Sitzgelegenheiten, eine angenehme Lichtgestaltung, gute akustische Eigenschaften und ausreichend Platz, damit sich die Nutzenden nicht beengt fühlen.

Da der individuelle Platzbedarf stark variiert, sollte ein Salon verschiedene Zonen anbieten – sowohl Rückzugsbereiche als auch Räume für eine Gruppeninteraktion. Entscheidend ist, dass die Menschen die Wahl haben und das Gefühl von Kontrolle über ihre Entscheidungen und die Raumnutzung bewahren können. Wenn wir emotional ausgeglichen sind, sind wir auch eher bereit, in einen Austausch zu treten.

Die emotionalen Aspekte von Räumen werden massgeblich durch ihre funktionalen Faktoren beeinflusst. Räume, die die gewünschten Aktivitäten unterstützen oder fördern – etwa das Auffinden eines bestimmten Ortes oder das Verweilen an einem Platz, werden tendenziell positiver wahrgenommen als solche, die dies einschränken oder verunmöglichen. Dabei ist es wichtig, alle oder möglichst viele Nutzende einzubeziehen. Beispielsweise sollten Menschen mit eingeschränkten Sehfähigkeiten durch alternative Orientierungsinformationen unterstützt werden. Personen mit Hörbeeinträchtigungen sollte die Möglichkeit geboten werden, ihr Hörgerät über eine fest installierte Induktionsschleife oder die Bluetooth-basierte Auracast-

Technologie zu koppeln, um das Hörverständnis zu verbessern. Darüber hinaus kann die Wahl von natürlichen Materialien, warmen Farben und einer übersichtlichen Raumgestaltung eine positive Wirkung auf die Nutzenden haben. Als repräsentativer Raum verfügt der Salon in der Regel über einen grosszügigen Grundriss, der ausreichend Platz für die Besucher:innen bietet. Räumliche Enge kann Stress und negative Emotionen hervorrufen. Es wird als angenehm empfunden, wenn man von seinem Sitzplatz aus den Eingang im Blick hat (Canter et al., 2014).

Die Raumproportionen orientieren sich idealerweise an den Abmessungen des menschlichen Körpers. Die (Innen-)Architektur sollte keine Macht demonstrieren oder Menschen «einschüchtern», wie es etwa in der nationalsozialistischen Architektur der Fall war. Vielmehr ist es wünschenswert, dass sie Geborgenheit und Begegnungen auf Augenhöhe vermittelt. Eine hochwertige Ausstattung drückt Wertschätzung gegenüber den Nutzenden aus und verringert die Wahrscheinlichkeit von Vandalismus, der in öffentlichen Räumen problematisch sein kann.

Förderung des kommunikativen Austauschs

Ein zentraler Aspekt des Salons ist der kommunikative Austausch, der durch unterschiedliche bauliche Massnahmen unterstützt werden kann. Dabei sind die akustischen Eigenschaften des Raumes von zentraler Bedeutung für die Zuhörenden: Für eine umfassende Teilhabe an Diskussionen ist es wichtig, dass die Redenden überall im Raum gut verstanden werden und störende Nachhallgeräusche minimiert werden. Schlechte Verständlichkeit kann Stress verursachen, die Kommunikation erschweren und dazu führen, dass sich Menschen isoliert fühlen und nicht aktiv am Diskurs teilnehmen. Zudem kann eine ungünstige Akustik die kognitive Leistungsfähigkeit und die Konzentration beeinträchtigen. Schallregulierende und -absorbierende Elemente verbessern den akustischen Komfort und erfüllen die Bedürfnisse der Nutzenden.

Durch gezielte Zonierung und Möblierung lässt sich die Kommunikation zusätzlich fördern: Offene Grundrisse, Stehtische und flexible Möblierungskonzepte unterstützen den Austausch und ermöglichen die passgenaue Umsetzung des Salonkonzepts.

Fazit: Der gesellschaftliche Beitrag der Innenarchitektur

Salons sind zweifellos Orte des sozialen Austauschs, und die Gestaltung dieser Räume trägt erheblich zur positiven Diskussionskultur bei. Innenarchitektinnen und -architekten sind dafür verantwortlich, einen Rahmen zu schaffen, der im wahrsten Sinne des Wortes Raum für Diskussionen bietet und die Teilhabe aller Nutzenden fördert. Neben klassischen Salonthemen wie Ausstellungen, Lesungen und politischen Debatten können diese Räume auch für Formate genutzt werden, die architektonische Planungsprozesse einbeziehen, beispielsweise im Rahmen einer Bürger- und Bürgerinnenbeteiligung bei Entwicklungsprojekten.

Erkenntnisse aus der Architekturpsychologie können Gestaltenden wertvolle Hinweise geben, um die Wirkung von Räumen bewusst mitzudenken. Durch die Anwendung von Erkenntnissen aus der Wahrnehmungspsychologie können wir Räume schaffen, die einen bestimmten Ausdruck vermitteln, den Austausch anregen sowie die Demokratie fördern. Als Innenarchitektinnen und -architekten können wir somit einen wichtigen gesellschaftlichen Beitrag leisten.



↑
Kinder- und Jugendbereich der Hansabücherei

→
Lesebereich direkt beim Eingang





Wo Baukultur auf Weltpolitik trifft
Ein Gespräch über Schweizer Botschaften

Jodok Brunner
ist diplomierter Architekt EPFL und Leiter Auslandsbauten beim Bundesamt für Bauten und Logistik (BBL). Er spricht mit der Studentin Fekrije Vejseli über seine anspruchsvolle Aufgabe.

← Innenausstattung der Residenz in Khartoum, Sudan, gestaltet von Jörg Boner

Bauen und Planen für die Diplomatie bedeutet weit mehr, als funktionale Gebäude zu entwerfen. Botschaften und Residenzen sind sichtbare Aushängeschilder eines Landes und prägen, wie dieses im Ausland wahrgenommen wird. Sie müssen Sicherheit gewährleisten, den lokalen Kontext respektieren und gleichzeitig die Werte der Schweiz repräsentieren: Offenheit, Modernität, Bescheidenheit und Eleganz. Jedes offizielle Gebäude für die Auslandsvertretung der Schweiz ist daher ein Balanceakt zwischen Identität und Anpassung. Architektur wird hier zu einem diplomatischen Instrument, das Dialog ermöglicht und Begegnungen fördert. Räume sollen nicht nur Distanz schaffen, sondern auch Nähe und Austausch zulassen. So entstehen Orte, die im besten Sinne salonfähig sind: zugänglich, inspirierend und kulturell verankert.

Jodok Brunner, wie würden Sie sich selbst in drei Worten beschreiben?

Offen, aufmerksam und ausgeglichen. Als Kind wollte ich Forscher werden.

Wie sah Ihr Bildungs- und Berufsweg aus?

Nach meinem Architekturstudium an der École polytechnique fédérale de Lausanne (EPFL) in Lausanne habe ich als Architekt in Amsterdam, Paris, Indien und New York gearbeitet. Danach war ich als Delegierter für das Internationale Komitee des Roten Kreuzes (IKRK) tätig und während vier Jahren in Krisengebieten in Afrika unterwegs. Seit 2008 arbeite ich für das Bundesamt für Bauten und Logistik (BBL), das die zivilen Bundesbauten verwaltet – darunter auch die Schweizer Botschaften im Ausland.

Welche Erfahrungen haben Ihre Sicht auf Architektur und Baukultur geprägt?

Wenn man eine Landschaft, eine Stadt oder ein Gebäude wahrnimmt, entsteht eine einzigartige Sinneserfahrung, die durch nichts ersetzt werden kann. Gute Architektur ist für mich genau dort verwurzelt. Sie ist an einen Ort, eine Kultur und ein Klima gebunden.

Was verbinden Sie persönlich mit dem Begriff «salonfähig»?

Salonfähigkeit ist für mich eine Haltung. Es geht darum, eine Balance zwischen Formalität und Offenheit zu finden, die es Fremden ermöglicht, aufeinander zuzugehen und ins Gespräch

zu kommen. Voraussetzung ist ein respektvoller Umgang, der gesellschaftliche Normen einhält, und gleichzeitig Offenheit gegenüber anderen Sichtweisen zeigt.

Sie sind mitverantwortlich für Schweizer Botschaften im Ausland. Was sind die wichtigsten Punkte, die bei einer Auslandsvertretung bei der Planung und Umsetzung berücksichtigt werden müssen?

Bei den Bauprojekten gibt es sehr viele Partner:innen, die an Bord geholt werden müssen. Man muss es schaffen, den Sinn des Vorhabens zu vermitteln, damit alle in dieselbe Richtung rudern. Dafür ist zunächst die Aufgabe zu erfassen und die Feinheiten sind abzustimmen. Ein wichtiger Faktor ist auch der spezifische Kontext mit Ort, Klima, Kultur und Bauwirtschaft, den man verstehen und berücksichtigen sollte.

Wie lässt sich Schweizer Identität in einem anderen kulturellen Kontext umsetzen?

Genau das ist ein Kernstück meiner Arbeit. Unsere Botschaften repräsentieren die Schweiz nicht allein durch ihre Mitarbeitenden, sondern auch durch die Bauten selbst. Sie sollen ein Spiegel der Werte der Schweizer Aussenpolitik sein: weltoffen, modern und innovativ sowie bescheiden, zurückhaltend und diskret-elegant. Unsere Aufgabe ist es, diese Werte in Architektur zu übersetzen. Gleichzeitig ist jeder Ort spezifisch und verfügt über eine einzigartige Kultur und Bautradition. Wir versuchen nicht, uns davon abzugrenzen, sondern die Stärken des lokalen Kontextes zu integrieren. Darin steckt ein grosses Innovationspotenzial. Am Ende ist jedes Projekt ein kleines Stück Schweiz und gleichzeitig lokal verwurzelt.

Sind Botschaften Salons?

Ja, im besten Fall. Ein diplomatischer Salon ist ein Ort, an dem Kultur, Politik und Gesellschaft im Gespräch zusammenkommen. Botschaften haben diesen Auftrag institutionell: Sie sind Schnittstellen zwischen Ländern. Doch ob sie als Salons wirken können, hängt von ihrer Gestaltung und Nutzung ab. Ein Salon lebt vom Austausch, nicht von repräsentativer Distanz. Der Raumgestaltung kommt eine grosse Rolle zu – sie muss einen Rahmen schaffen, der einladend wirkt und offene Begegnungen fördert.

Welche Herausforderungen erleben Sie in Ihrer Arbeit?

In der Kommunikation ist nichts selbstverständlich. Konventionen, die für uns unstrittig sind, gelten an anderen Orten nicht. Manchmal kommt es so zu skurrilen Missverständnissen: In einem afrikanischen Land hat einmal ein Baumeister den Richtungspfeil, den er auf dem Plan gesehen hat, in die Treppe einbetoniert. Solche Erfahrungen lehren uns, unsere Sichtweise als eine von vielen zu sehen, und dass wir sehr klar und konkret kommunizieren müssen.

Wie sieht internationale Zusammenarbeit in Ihrem Alltag aus?

Es ist wichtig, unsere Partner:innen vor Ort persönlich zu treffen. Gemeinsam identifizieren wir ihre Stärken und Schwächen. Wir überlegen uns, wie wir die Stärken gezielt für das Projekt einsetzen können und wo wir Unterstützung bieten müssen. Aus meiner Erfahrung sind die Menschen immer sehr motiviert und interessiert, etwas Neues zu lernen.

Welche Rolle spielen Dialog und Öffentlichkeit in Ihrer Arbeit?

Sie sind sehr wichtig. Stabile Beziehungen mit anderen Ländern entstehen über den gemeinsamen Dialog und die Architektur der Botschaften soll dies unterstützen. Deshalb versuchen wir, den Dialog in unseren Projekten von Anfang an einzubauen: durch offen wirkende Architektur, die Sichtbezüge erlaubt; durch das Zusammenspiel lokaler Materialien und Schweizer Baukultur sowie durch sorgfältig kuratierte Möblierung, die einladend wirkt und



↑
Salon der Residenz in Dhaka, Bangladesch,
Innenausstattung von Ulrike Fellner



↑
Innenausstattung der Residenz in Brüssel,
Belgien, von Caroline Brodard

→
Sitzecke der Residenz in Neu Delhi, Indien,
konzipiert von Stefan Zwicky





↑
Innenausstattung der Residenz in Paris, Frankreich, umgesetzt von Yvan Moreau



→
Salon der Residenz in Rio de Janeiro, Brasilien, gestaltet von Frédéric Dedelley

oft schon ein erstes Gesprächsthema liefert. Öffentlichkeit ist ebenfalls wichtig in meiner Arbeit, hat aber einen ganz anderen Charakter als der Dialog. Der Dialog ist gegenseitig, Öffentlichkeitskommunikation hingegen ist einseitig. Es geht darum, transparent und verständlich zu informieren – ohne eine Reaktion zu erwarten. Übersetzt in den Raum wäre diese Kommunikationsform ein Vortragssaal. Der Dialog hingegen wäre ein Salon.

Wie oder wann kann Architektur salonfähig sein, mit anderen Worten: zugänglich, diskursfähig, gesellschaftlich relevant?

Die literarischen Salons des 19. Jahrhunderts in Paris waren gesellige und intellektuelle Treffpunkte, wo man sich versammelte, um über Kunst, Literatur, Politik und Philosophie zu diskutieren. Die Salons – oft geführt von Frauen der High Society – spielten eine wichtige Rolle bei der Verbreitung von Ideen und beeinflussten die öffentliche Meinung. Entsprechend wird Architektur salonfähig, wenn sie, wie die historischen Salons littéraires, zum Katalysator für freien Ideenaustausch wird, zugänglich für Menschen unterschiedlicher Herkunft, unabhängig von Status und Geschlecht. Ein solcher Raum ist bewusst kulturell ausgerichtet: Er lädt zu Gesprächen, Lesungen, Konzerten oder anderen Veranstaltungen ein und dient der Inspiration. Dabei sind sowohl das Programm, das in diesem Raum stattfindet, als auch die Gestaltung wichtig. Mit der richtigen Komposition von Proportionen, Materialien und Licht kann ein erhebender, einladender Ort entstehen. Kurz gesagt, es geht auch um Schönheit. Sie trägt zur Inspiration bei und unterstützt den Aufbau von Verbindungen.

Können Sie uns ein Beispiel nennen, bei dem ein Rückschlag zu einem wichtigen Lernprozess oder einer innovativen Lösung geführt hat?

Das haben wir zum Beispiel 2015 erlebt, als ein schweres Erdbeben Nepal und auch die Hauptstadt Kathmandu erschüttert hat. Nach dem Erdbeben konnten wir das bestehende historische Gebäude der Schweizer Botschaft nicht mehr retten, obwohl wir zu diesem Zeitpunkt bereits vertiefte Studien zur Erdbebenverstärkung durchgeführt hatten. Wir mussten rasch eine Lösung finden, die lokal, kostengünstig und schnell umgesetzt werden konnte – wir mussten also innovativ werden. Die Lösung fanden wir in einer Stahlkonstruktion, die noch heute steht und als Schweizer Botschaft in Nepal dient.

Zum Schluss: Was geben Sie jungen Menschen mit, die sich für Architektur, Gestaltung oder Verantwortung im öffentlichen Raum interessieren?

Bereist Landschaften, besucht Städte und Gebäude. Versucht, die Strukturen zu verstehen. Und erfahrt die Räume durch eure eigenen Sinne.

Kleines Einmaleins zum Planen und Bauen für die Diplomatie

Schweizer Residenzen im Ausland sollen Werte wie Qualität, Präzision, Innovation und Zurückhaltung verkörpern sowie den kulturellen Kontext des Gastlandes aufnehmen. Im Mittelpunkt stehen Nachhaltigkeit, Komfort und Multifunktionalität: Räume müssen für Bankette, Empfänge oder Ausstellungen gleichermassen geeignet sein. Möbel sollen flexibel, pflegeleicht und langlebig sein, aber unaufdringlich elegant wirken. Modulare Beleuchtung und Mut zur Leere halten die Räume wandelbar und machen sie zu Bühnen für Begegnung und Kultur.

Allgemeine Leitlinien

Swissness:
Schweizer Werte wie Innovation, Qualität, Zurückhaltung vermitteln.

Bezug zum Gastland:
Materialien, Handwerk, Kultur berücksichtigen.

Nachhaltigkeit:
Langlebige, reparierbare Möbel anschaffen,
wenn möglich lokale Produktion berücksichtigen.

Klima:
Möbel sowie eingesetzte Materialien müssen dem lokalen Klima standhalten.

Komfort:
Ergonomie berücksichtigen, bequemes Sitzen auch über längere Zeit ermöglichen.

Nutzung und Flexibilität:
Räume für Bankette, Stehempfänge, Konzerte und Ausstellungen vorsehen und nutzbar machen.

Mut zur Leere:
Mehr Raum für Anlässe und Kunst schaffen durch reduzierte Möblierung.

Spezifische Ausstattungselemente

Stühle:
bequem, richtige Sitzhöhe (43–48 cm)
stapelbar, leicht beweglich
ohne Armlehnen für Esszimmer (platzsparend)

Esstische:
modular, teilbar in kleinere Elemente
optimiert für Gespräch am Tisch (ca. 1.40 m tief)
zentraler Fuss für flexible Sitzanordnung

Polstermöbel:
nicht zu tief, geeignet für Konversation
einfaches Aufstehen für ältere Personen
leicht verschiebbar, gute Ventilation (je nach Klima)

Licht:
modulare Deckenbeleuchtung bevorzugt
unterschiedliche räumliche Beleuchtungen
möglichst keine tiefen Hängeleuchten
wenige Stehlampen (Stolpergefahr)

Textilien (Teppiche, Vorhänge):
robust, pflegeleicht, nicht zu hell
Ersatz nach ungefähr zehn Jahren möglich
UV-beständig in klimatisch warmen Ländern
Teppiche sparsam und gezielt einsetzen

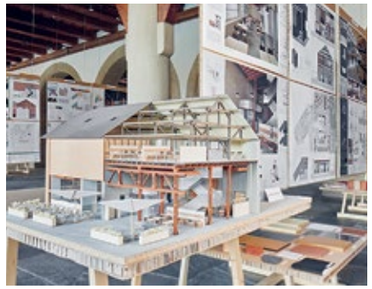
Aussenmöbel:
wetterfest, stapelbar, leicht
repräsentativ, passend zur Innenausstattung
Schatten, Ventilation und Unterhalt berücksichtigen

Quellen:
Handbuch zu Ausstattungen der repräsentativen Räume in Schweizer Auslandsvertretungen, 2016, herausgegeben vom Bundesamt für Bauten und Logistik (BBL).

Nutzungsbeschrieb (Nutzeranforderungen) für die Möblierung der repräsentativen Innenflächen und Gartenflächen, am Beispiel Residenz Addis Abeba, Äthiopien, herausgegeben vom Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten EDA.

Kurznachrichten

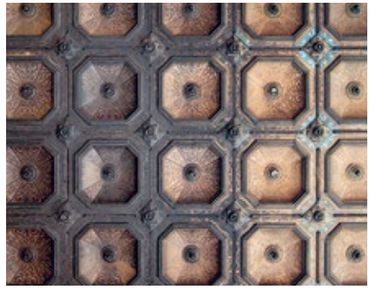
Würdigung Diplom



Flurina Lanicca – Mit spürbarer Freude präsentierten die Diplomandinnen und Diplomanden im Juli 2025 ihre Abschlussarbeiten in der Kornschütte Luzern.

Im Zentrum stand die anspruchsvolle Aufgabe, die ehemalige Transport-Seilbahnstation auf dem Ziegeleiareal in Horw in ein Bistro umzunutzen. In den Projekten, die anhand von Plakaten, Materialien und Modellen eindrucksvoll in Szene gesetzt wurden, steckte nicht nur die Arbeit eines ganzen Semesters, sondern auch das gesammelte Wissen und die gestalterische Experimentierfreude der vergangenen Studienjahre. Über 1250 Besucher:innen nutzten die Gelegenheit, die kreativen und vielfältigen Ansätze zu entdecken. Die Ausstellung bot einen würdigen Abschluss für die angehenden Innenarchitektinnen und Innenarchitekten und wurde zudem zu einem lebendigen Treffpunkt, an dem Studierende, Ehemalige und Fachleute miteinander ins Gespräch kamen.

Herrensalon – Damensalon



Judith Schubiger – Das Wort «schlicht» kann man im Zusammenhang mit der Villa Patumbah in Zürich fast nicht in den Mund nehmen. Jede Nische in der Historismus-Villa aus dem Jahr 1885 ist gestaltet, dekoriert, bemalt. Das Architekturbüro Chiodera & Tschudy bauten nach dem Credo «Mehr ist mehr». Und dennoch: Im Vergleich zum Damensalon, an dessen Rokokodecke die Siegesgöttin Nike schwebt, wirkt der Herrensalon fast zurückhaltend: eine Kassettendecke aus Gips im Renaissance-Stil, eine Tapete, die aufgrund eines bauzeitlichen Befunds neu produziert wurde und ein Leuchter mit Drachenfiguren. Was der Bauherr Carl F. Grob – reich geworden mit Tabakplantagen in Niederländisch-Indien – in diesem Salon wohl gemacht hat? Vermutlich wurde hier nach dem Essen Sumatra-Tabak geraucht, über Geschäfte diskutiert und Hochprozentiges getrunken. Das zumindest unsere Vorstellung von typischen Herrensalon-Aktivitäten. Lange nach Grobs Tod wurde dem Raum der Tabak zum Verhängnis: Ein Gast des Altersheims, das inzwischen in der Villa einquartiert war, schlief mit brennender Zigarre ein und löste damit einen Brand aus; die Brandspuren sind noch immer zu sehen.

Heute befinden sich im Herren- und im Damensalon, in dem dazwischenliegenden Esszimmer und im Vestibül die Ausstellungsräume des Heimatschutzzentrums. Bei der Gestaltung der Ausstellungen zu unterschiedlichen Themen der Baukultur gilt dann meist das Credo «Weniger ist mehr», schliesslich soll die Pracht der Salons weiterhin zur Geltung kommen.

Treffpunkt am Aare-Ufer



Carmen Baschung – Es ist einer dieser Tage, wie man sie sich wünscht: Schon am Morgen liegt eine stille Vorfreude in der Luft und man bekommt Lust, etwas zu unternehmen. Wer in Solothurn lebt oder die Stadt besucht, landet früher oder später am selben Ort: im «Solheure». Direkt am Ufer der Aare gelegen, verbindet es urbanen Loft-Charakter mit historischem Charme – was kein Zufall ist, schliesslich war das Gebäude einst ein Schlachthaus. Heute ist es ein lebendiger Treffpunkt, der Menschen aller Generationen anzieht. Die Atmosphäre ist entspannt und zwanglos.

Der Zauber des «Solheure» liegt nicht allein in seinem kulinarischen Angebot oder seinem Kulturprogramm, sondern im Raum selbst. Hier wird Architektur nicht nur zur Kulisse, sondern zum Teil der Erfahrung: Sie schafft die Bühne, auf der Begegnung selbstverständlich wird. Von Beginn an prägten die Innenarchitektin Jasmin Grego und der Architekt Guido Kummer gemeinsam den Charakter des «Solheure». Unverputzte Wände und ein schwebender Raumkörper verwandelten das ehemalige Schlachthaus in einen lebendigen Ort von historischem Charakter.

Nach 15 Jahren intensiver Nutzung wurde die Möblierung im Jahr 2017 erneuert – wiederum durch das Büro Grego. In Zusammenarbeit mit der Textildesignerin Sonnhild Kestler entstanden neue Polstermöbel, deren bunte Stoffe mit abstrahierten Blumen, geometrischen Mustern und Tiermotiven spielerische Akzente setzen. Das «Solheure» verbindet Geschichte und Gegenwart, wandelt sich stetig und bleibt dennoch vertraut – es ist ein Beispiel dafür, wie Innenarchitektur Identität stiftet und einen Ort zum Lebensmittelpunkt werden lässt.

Eine Re-Use-Karte für Luzern



Selina Puorger – «Leider konnte keine Nachfolgelösung gefunden werden. Nun schliesst der Offcut-Materialmarkt an der Zollhausstrasse in Luzern Ende 2023 seine Tore.»

«Wärsch doch zwei Mönet früener cho», sagt mir der Hausdienst der Hochschule Luzern. Zwei Mulden voller ausrangierter Schulmöbel seien im Sommer entsorgt worden. Das Luzerner Theater teilt mit, dass ausgespielte Bühnenbilder

oder Teile davon im Laufe dieser Spielzeit über eine Plattform ausgeschrieben und verschenkt werden sollen. Die Seite befindet sich derzeit noch im Aufbau.

Wo also finde ich gegenwärtig Materialien zur Wiederverwendung – nicht solche aus der Vergangenheit, wo ich zu spät war, oder solche, die in der ungewissen Zukunft liegen?

In den letzten Jahren wurde zunehmend Lagerraum abgebaut, da es oft günstiger ist, Neues zu produzieren, als Bestehendes zu lagern. Ein Hauptgrund, weshalb es so schwierig ist, Restmaterialien zu finden. Auf meiner Suche bin ich schliesslich auf die Mining Map Zürich gestossen: eine digitale Karte, die von den zwei Bühnenbildnerinnen Nadja Fistarol und Barbara Ehnes entwickelt wurde. Die Karte liefert Ideen, welche Materialien wo anfallen könnten – neben Verpackungsmaterialien etwa Gummiabrieb von Klettersohlen, Fahrradschläuche oder Tennisbälle. Ein Blick darauf ist inspirierend und lohnt sich! Die Mining Map ist so gestaltet, dass sie sich leicht kopieren und für andere Städte im In- und Ausland adaptieren lässt. In den kommenden Wochen wird Bern mit der Mining Map Bern online gehen, und auch Dresden, Leipzig und Kassel planen eigene Versionen. Jetzt bleibt nur noch die Frage, wann die Karte auf Luzern erweitert wird. Interessierte können sich bei contact@mining-map.net melden und die Materialquellen in Luzern auf der Karte sichtbar machen.

Ich, die ich oft spät dran bin, würde mich sehr darüber freuen – und andere bestimmt auch! → mining-map.net

Das Nadelöhr Jury

Claudia Meier – Der Salon war lange das Nadelöhr künstlerischer Karrieren – kein Wunder also, dass gerade seine Jurys besonders umstritten waren. Nach einigen Jahren völlig freier Zulassung zu den Ausstellungen ab 1791 sank das Niveau der ausgestellten Werke deutlich, selbst nach Ansicht der Künstlerschaft. Die Forderung nach einer Jury kehrte daher rasch zurück.

Das Prinzip der Jury hat bis heute Bestand: Fachgremien entscheiden über die Qualitätsauffassung einer Disziplin. Allerdings hat sich das Nadelöhr erweitert – oder besser gesagt: vervielfacht. Dafür sorgt eine Vielzahl von unterschiedlichen Wettbewerbsformaten und Ausschreibungen, die als Karriereplattformen dienen.

In der Schweizer Kulturlandschaft funktioniert die Suche nach Konsens besonders gut. Entscheidungen werden sorgfältig, verantwortungsbewusst und nach intensiver Diskussion gefällt. Gleichwohl bleibt ein subjektives Momentum bestehen, und auch das Urteil einer Jury ist keineswegs unfehlbar. Im Unterschied zu den Pariser Salons ist die Unabhängigkeit heute weitgehend gesichert.

Damit Architekturprojekte realisiert werden, braucht es jedoch die Bauherrschaft, die dahintersteht. Die Jury wägt deshalb genau ab, welches Projekt sie zur Weiterbearbeitung empfiehlt – ob die architektonische Qualität zugunsten der Überlebenschance zurückstehen muss. Ein Juryentscheid trägt so den gesamten Entstehungs- und Nutzungsprozess – mit der Gewissheit, aus einer grossen Auswahl das Beste gewählt zu haben.

Alpensalon



Carmen Gasser Derungs – Das «Post Hotel Löwe» in Mulegns zählt zu den ältesten Hotels Graubündens. Die einfache Herberge an der alten Julierpassstrasse wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem noblen Haus für vornehme Gäste umgebaut. Vor dem Bau der Infrastruktur der Rhätischen Bahn, und vor dem Ersten Weltkrieg, erlebte das Ensemble eine Blütezeit, danach drohte der Verfall.

Im Jahr 2019 erwarb die Kulturstiftung «Nova Fundaziun Origen» das Haus und begann mit den umfassenden Sanierungsarbeiten. Für die Renovation der Innenräume wurde ein Gestaltungskonzept entwickelt, das die historische Substanz als Inspirationsquelle nutzt. Der Textildesigner Martin Leuthold hat Dutzende neuer Stoffe und Tapeten kreiert, die im «Post Hotel Löwe» die Wände und Möbel zieren. Die Entwürfe nutzen die zeitgenössischen Produktionstechniken, haben aber einen Bezug zur Geschichte des Ortes und sind eine Hommage an die verspielten Muster der Belle Époque.

So entstand ein lebendiges Hotel, das zeitgenössisches Kunsthandwerk auf einzigartige, sorgfältige und heitere Weise zelebriert. Wo sich die illustre Gästeschar einst von den Reisestrapazen erholte, treffen sich heute Kulturinteressierte in der theatralen Kulisse der neu konzipierten Salons, zum Genuss von Musik, Tanz und Kulinarik. Die Kulturstiftung «Nova Fundaziun Origen» hat das «Post Hotel Löwe» in einen inspirierenden Ort verwandelt, der die Belle Époque auf eigene Art aufleben lässt.

Locken mit allen Mitteln

Martin Wiedmer – Viele wirken im Vorbeigehen ziemlich haarsträubend, manche sind so daneben, dass sie es eben doch haargenau treffen: kreative Namen von Coiffeursalons. Sie erfüllen aber in allen Fällen ihren Zweck, nämlich aufzufallen. Im hart umkämpften Markt der innenstädtischen Haardienstleistenden ist es mittlerweile gängige Praxis, Wortspiele in Leuchtschrift an der Fassade zu präsentieren. Die folgenden zehn real existierenden Beispiele zeigen, mit welchem Einfallsreichtum Saloninhaber:innen ihre Kundschaft locken:

Zopf oder Kahl
Frisenleger
Vielhaarmonie
Schicke Schnitte
Vier Haareszeiten
Haarchitekten
Locken Roll
Hairberge
Taj Mahaar
Schädelgärtner

Stopp & stay



Christine Wolf – Auf 2431 Meter, am Kumulationspunkt des Furkapasses zwischen Zentralschweiz, Oberwallis und Berner Oberland, treffen heute leistungsstarke Motoren auf schwitzende Velofahrer:innen, ambitionierte Seilschaften auf «Blüemli»-Forschung und Schwarznasenschafe auf Selfie-Instagrammer:innen. Karge Gebirgslandschaft, schnell wechselnde Wetterverhältnisse, harscher Wind auch im Hochsommer, abgelebte Gebäude.

Schön?! Nur Wenige machen wirklich Halt und erhaschen vielleicht einen Blick ins Innere des noch erhaltenen Hotels «Furkablick» mit seinem historischen Saal von 1899. Es wirkt, als hätten hier noch vor Kurzem Kristallgläser geklirrt und Zigarren geglüht. Prächtige Tapeten, üppiges Mobiliar und dicke Matratzen zeugen von besseren Zeiten. Dazwischen Kunstobjekte und Architekturmodelle. Wunderschöne Ansichtskarten.

Nachdem die Postkutsche in den späten 1920er-Jahren vom Automobil abgelöst wurde, verlor das Passhotel, wie andere seinesgleichen, seine Notwendigkeit, seine Klientel und mit dem rasenden Fortschritt in km/h auch seine gesellschaftliche Relevanz.

1976 wurde der Schlüssel nicht nur für die Saison, sondern für zehn Jahre Winterschlaf gedreht, bevor der Neuenburger Galerist Marc Hostettler den «Furkablick» als Kulturlaboratorium während der Sommermonate wiederbelebte. Namhafte Kunstschaffende haben im Rahmen der «FurkArt» hier gelebt, gearbeitet und diskutiert. Der niederländische Architekt Rem Koolhaas hat das Restaurant umgebaut. Das «Institut Furkablick» hat im Auftrag der Alfred Richterich Stiftung in den letzten zwanzig Jahren sorgsam unterhalten und konserviert, was in diesem faszinierenden Ambiente, fernab der Zentren, über die Jahre gewachsen ist. Wohl dem, der eintauchen darf. Die Furka war und ist Erinnerungsträgerin, Studienobjekt, Begegnungsort. Trotzig, rau, abweisend und extrem spannend.

Gastkritik



Dani Walser – In meiner Rolle als Gastkritiker an der Hochschule Luzern geniesse ich das Privileg, zweimal im Jahr die Zwischen- und Schlusskritiken der Studierenden zu begleiten. Diese dauern ein bis zwei Tage und bestehen aus kurzen Präsentationen mit anschliessendem Feedback. Der konzentrierte Austausch ermöglicht es, spontane Eindrücke mit grundsätzlichen Überlegungen zu verbinden.

Zu Beginn ist es jeweils eine Herausforderung, die richtige «Flughöhe» der Kritik zu finden: Wurde die Aufgabe richtig erfasst? Welche Themen stehen im Zentrum? Wie trägt das Konzept? Bei späteren Kritiken kenne ich die Projekte besser und sehe, wie sie sich in kurzer Zeit entwickeln – oft erstaunlich positiv, manchmal auch mit Verlust an Klarheit. Häufig liegt das in dem Fall daran, dass Studierende der Kraft ihres ursprünglichen Konzepts zu wenig vertrauen und die Arbeit durch zu viele Rahmenbedingungen verwässert. Diese Erfahrung kennen wir auch aus der Praxis. Mein Mehrwert liegt darin, eine externe Perspektive einzubringen. Meine Sichtweise auf ein Projekt ist ergebnisorientiert, weil ich nicht den Prozess bewerte (ich kenne diesen nur ungenügend), sondern primär das Resultat. Wohingegen die Dozierenden die Arbeiten laufend begleiten und daher der Prozess (richtigerweise) auch mitentscheidend für eine Beurteilung ist. So beurteile ich in der Regel zuerst, da auch die Dozierenden daran interessiert sind, welche Impulse von aussen kommen, und die Studierenden die Haltung der Dozierenden bereits mehrheitlich kennen.

Wichtig scheint mir, in den Gesprächen keine Lösungen zu suggerieren, sondern die Studierenden zu ermutigen, ihre eigenen Ideen zu entwickeln und zu schärfen. Kreative Eigenständigkeit wiegt mehr als die blosse Orientierung an Referenzen. Bei den Bewertungen – von A bis E, F bedeutet «nicht bestanden» – nutze ich bewusst die ganze Bandbreite, um Unterschiede in Qualität und Haltung sichtbar zu machen. Zum Schluss werden die Arbeiten und deren Bewertungen jeweils im Gremium besprochen, um eine einheitliche Beurteilung und Vergleichbarkeit aller Arbeiten zu gewährleisten. Somit relativiert sich dann auch das Gewicht einer einzelnen Stimme.

HSLU x HOI

Dominic Haag-Walthert – Das Institut für Innenarchitektur der Hochschule Luzern (HSLU) freut sich über die neue Zusammenarbeit mit dem House of Interiors (HOI) in Zürich.

Dieses wurde von der Innenarchitektin Iria Degen initiiert und ist ein Kompetenzzentrum für planende und produzierende Betriebe im Interiorbereich. Es bringt Akteure und Akteurinnen zusammen und unterstützt sie bei der Erstellung von Raumkonzepten, Materialentscheidungen und Designlösungen. Als Plattform für Austausch und Inspiration vernetzt das HOI Fachleute, Studierende und Unternehmen, um zukunftsweisende Gestaltungsideen zu fördern. Beim Start war das Institut für Innenarchitektur (IIA) mit der Ausstellung der besten Diplomarbeiten des Studienjahrgangs 2025 vertreten.

Locarno Film Festival



Alexandra S. Vollenweider – Am Locarno Film Festival im Sommer 2025 wurde eine faszinierende Bandbreite an Perspektiven präsentiert. Film löst immer etwas aus. Auditive und visuelle Ebenen legen sich wie sanfte Wolken um uns, entfachen innere Regungen und Gedankenspiele, hüllen uns ein, bis wir, vollends in diese neuen oder verwandten Welten eingepackt, eingetaucht sind. Mich persönlich packten vier Kurzfilme besonders: «Les Dieux» von Anas Sareen, «Cairo Streets» von Abdellah Taïa, «Hyena» von Altay Ulan Yang und «Still Playing» von Mohamed Mesbah.

Direkt nach der Vorstellung entstand ein Zwischenraum, ein Salon für Dialog, ein Q&A zwischen Regie, Darstellenden und dem Publikum. Erste Eindrücke – von ästhetisch und abstrakt über wehmütig und brutal bis hin zu konkreter und hochaktueller Aggression – wurden durch die Stimmen dahinter besser spürbar und ermöglichten mir einen direkten Zugang zu den jeweiligen Lebensrealitäten. So erhielt ich beispielsweise Einblicke in das Leben im Westjordanland im Jahr 2024, in dem zwei Brüder zwischen dem Krieg in Gaza und Überfällen der israelischen Armee aufwachsen. Die Frage ihres Vaters, dem Filmprotagonisten Rasheed aus «Still Playing» begleitet mich bis heute: «Why are we not living the same life?»

Portfolio IIA



Fekrije Vejseli – Das Portfolio ist für mich weit mehr als eine formale Eintrittskarte an die Hochschule Luzern. Es ist eine persönliche Visitenkarte, die zeigt, wer ich bin und wofür ich brenne. Obwohl die Themenbereiche vorgegeben waren, konnte ich sie individuell ausgestalten und so meine Persönlichkeit einbringen. Besonders hilfreich fand ich die klare Struktur der Aufgabenstellung, die mir einen Rahmen gab und mir gleichzeitig viel Raum für Eigenes liess.

Im Bereich der räumlich-gestalterischen Arbeiten konnte ich zahlreiche Projekte aus meiner Lehrzeit einbringen und sie mit privaten Skizzen ergänzen. Die technisch-konstruktiven Arbeiten eigneten sich ideal, um meine technischen Zeichnungen aus der Ausbildung zu präsentieren. Für die gestalterisch-künstlerischen Arbeiten griff ich auf meine Zeit während der gestalterischen Berufsmaturität zurück. Fotografien und Zeichnungsserien machten diesen Teil lebendig und vielseitig. Wichtig war mir, nicht nur Architektur in den Vordergrund zu rücken, sondern auch meine gestalterischen Interessen ausserhalb. Dazu zählen zum Beispiel Fotoreihen, die keinen direkten Bezug zur Architektur haben. Das verdeutlicht, dass meine Neugier und Kreativität breit gefächert sind.

Trotz dieser Vielfalt wird aufgrund meines Portfolios klar, dass mein Herz für Architektur und Innenarchitektur schlägt. Gleichzeitig bringe ich aber auch meine Leidenschaft für die Fotografie als weiteren gestalterischen Schwerpunkt ein.

Mein Tipp an alle: Zeigt euch von allen Seiten, seid authentisch und sucht Inspiration in der echten Welt statt auf Pinterest. Seid unterwegs, beobachtet, sammelt Ideen und bleibt vor allem eines: kreativ.

Wo Literatur Architektur wird



Daniela Fernandes – Es gibt Buchhandlungen und es gibt die «Livraria Lello». Wer ihre Schwelle überschreitet, betritt nicht einfach einen Laden, sondern ein Gesamtkunstwerk. Seit 1906 erhebt sich der Bau im Herzen von Porto, entworfen vom Ingenieur Francisco Xavier Esteves, und gilt bis heute als eine der schönsten Buchhandlungen der Welt. Die Architektur der «Livraria Lello» ist ein Meisterwerk der Neogotik mit Einflüssen des Jugendstils. Die Fassade zeigt Darstellungen von «Wissenschaft» und «Kunst», geschaffen von José Bielman, und spiegelt die enge Verbindung von Wissen und Kultur wider. Doch erst im Inneren entfaltet sich die volle Wirkung der Innenarchitektur: hohe Holzregale, detailreiche Verzierungen und die ikonische Doppelwendeltreppe, die sich in geschwungenen Linien wie ein rotes Band durch den Raum zieht. Über allem wölbt sich ein farbiges Glasdach, das den Leitsatz «Decus in Labore» (auf Deutsch: Ehre durch Arbeit) trägt.

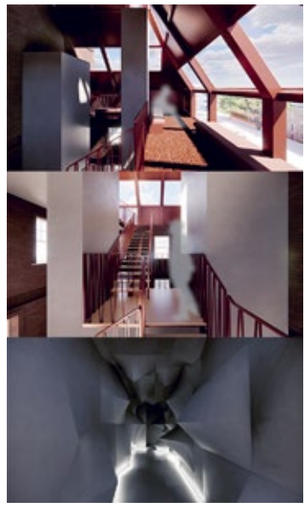
Die «Livraria Lello» ist zwar kein Ort der klassischen Salonkultur, doch sie trägt etwas von deren Geist in sich: ein Raum, der Literatur sichtbar macht und Menschen zusammenführt. Wer Porto besucht, sollte sich dieses architektonische Erlebnis nicht entgehen lassen.

Universe 9



Alexandra S. Vollenweider – In einem ehemaligen Gewerbegebäude in Hergiswil Matt finden aktuell 95 Studierende ein Zuhause auf Zeit. Im Studierendenhaus «Universe 9» fügen sich Raum und Zeit zusammen und bieten vielen individuellen Kosmen, Lebensrealitäten eine mögliche Überschneidungsfläche. Einerseits gibt es die privaten Einzelzimmer, die sich wie in einem Bienenstock aneinanderreihen. Andererseits sind diese durch Zwischenräume und Bereiche der Begegnung unterbrochen. Es gibt Vorräume mit Sofas, Küchen, Essbereiche, bestuhlte Aussensitzplätze, einen Movie-Raum, eine Study Lounge mit verschiedenen Sitzmöglichkeiten und Weitblick, Tischtennistische, eine grosszügige Feuerstelle mit Hochbeeten, eine geteilte Waschküche sowie ein günstiges Sportangebot im Haus. Die Schnittstellen sind der Lift und die Waschküche. Ich bin sehr neugierig, wie alle gemeinsamen Bereiche belebt sein werden, wenn alle zurück aus der Sommerpause sind, und freue mich auf Geschichten aus anderen Realitäten und Studienbereichen, auf Tischtennis und frisches Schlangenbrot.

Lernen, Leben, Lachen



Nina Lamey – Ich darf auf ein erfülltes, spannendes und heiteres Auslandssemester in Newcastle upon Tyne im Nordosten Englands zurückblicken. Während des Aufenthalts nutzte ich meine freie Zeit, um mit meinen internationalen Freundinnen und Freunden mit der Metro ans Meer zu fahren, am Fluss Tyne spazieren zu gehen und Ausflüge zu umliegenden Burgen und ins nahe gelegene Schottland zu unternehmen.

An der Universität wurden meine englischen Mitstudierenden und ich vor eine spannende Projektarbeit gestellt. Wir durften ein leerstehendes Gebäude so umgestalten, dass es allein durch (innen-)architektonische Strukturen Emotionen erzeugt. Ich habe diese Chance genutzt und ein Konzept entwickelt, das Emotionen hervorruft, die in der alltäglichen Architektur weniger zu finden sind und ihren Platz eher in der Ausstellungsarchitektur und Szenografie haben. So kreierte ich über das Semester hinweg eine innenarchitektonische Reise durch verschiedene Emotionen: von Angst über Hoffnung bis hin zu Erleichterung.

Besonders angesprochen hat mich bei dieser Aufgabe, dass wir die Mittel der Innenarchitektur voll ausreizen und den Fokus auf die Wirkung des Raumes legen durften. Das wird mir bei der Gestaltung zukünftiger Projekte dabei helfen, das Wesentliche zu erkennen und einzusetzen. Ich werde mich immer sehr gerne an die Zeit in England zurückerinnern und bin dankbar für diese wertvolle Horizonterweiterung.

Assistenzausflug



Sara Löffel – Einmal im Jahr macht sich das Assistenzteam gemeinsam auf den Weg, um neue Inspiration für die Studierenden zu sammeln. Diesmal führte uns Christine Wolf durch ihre Wohnregion rund um den Urnersee. Das Thema lautete: Handwerk, Denkmal und was ist eigentlich «schön»?

Im Restaurierungsbetrieb Stöckli in Stans führte uns die leidenschaftliche Restauratorin und Co-Geschäftsleiterin Francesca Attanasio durch ihr Atelier. Sie zeigte uns, worauf es bei der Arbeit an Engelfiguren, historischen Schränken und Wandmalereien ankommt. Entscheidend ist das Verständnis für Materialbeschaffenheit, Trocknungszeiten und örtliche Witterungseinflüsse.

Im neu errichteten Vollholzhaus Wächselacher, das von Seiler Linhart Architekten geplant wurde, empfingen uns der Bauherr Beat Zumbühl und die Projektleiterin Jasmin Lussi. Nach einer Einführung in die Themen Auswahlverfahren, Formfindung und Holzbeschaffenheit betraten wir das Mehrfamilienhaus über das Treppenhaus in farbig lasiertem Sichtbeton mit krönendem Oblicht. Die zwölf Wohnungen gruppieren sich unter dem schützenden Walmdach in alle Himmelsrichtungen und sind durch eine grosszügige, umlaufende Laube gefasst.

Nach der Mittagspause in Altdorf besuchten wir im Kellertheater Vogelsang die Ausstellung «Estrich im Keller». Diese gibt einen multimedialen Einblick in den verschwindenden Dachraum. Die Künstlerinnen Noëmi Mensah-Gamma und Anna Eberle erzählten von ihren Funden auf staubigen Dielen. Die Ausstellung ist Teil des Kulturprojekts 2025 «schön?!.» der Albert Koechlin Stiftung. Das Projekt umfasste insgesamt 21 Produktionen von Innerschweizer Kulturschaffenden verschiedenster Sparten.

Zum Abschluss besuchten wir in der Lauigasse in Steinen, ein 700 Jahre altes Holzhaus, das 2017 zum Abbruch freigegeben war, bis der Bund intervenierte und es unter Schutz stellte. Der Zimmermann Christian Hänni von Gotthard Holzbau zeigte uns, wie er die Grundsubstanz des Blockbaus sicherte, um weitere Schäden zu verhindern und den Erhalt vorerst zu gewährleisten. Er zeigte vor Ort, wie er beschädigte Balkenteile ersetzte, Anschlussdetails löste und feststellte, dass im Gebäude ein kompletter Boden fehlte.

Am Bahnhof Arth-Goldau war die Rundreise um den Urnersee schliesslich beendet und wir liessen den Tag bei einem gemeinsam Apéro ausklingen, bevor wir wieder in alle Richtungen ausschwärmten.

Schnelles Denken, langsames Denken



Ariana Pradal – Daniel Kahnemans Buch «Schnelles Denken, langsames Denken» gehört zu den Klassikern der modernen Psychologie und Verhaltensökonomie. Seit der deutschen Übersetzung im Jahr 2011 ist einige Zeit vergangen – doch das Buch ist nach wie vor lesenswert.

Kahneman gelingt es, komplexe kognitive Mechanismen verständlich und anschaulich zu beschreiben. Im Zentrum steht die Unterscheidung zwischen zwei Denkmodi: dem schnellen, intuitiven und oft fehleranfälligen «System 1» und dem langsamen, reflektierten, aber auch anstrengenden «System 2». Anhand zahlreicher Experimente und Beispiele zeigt der Autor, wie diese beiden Systeme unsere Urteile und Entscheide prägen.

Gerade im kreativen Schaffen eröffnet das Buch spannende Perspektiven. Für Disziplinen wie die Innenarchitektur bedeutet das: Die schnelle, intuitive Wahrnehmung ist essenziell, wenn es darum geht, Raumqualitäten unmittelbar zu erfassen oder eine erste Entwurfsidee zu entwickeln. Gleichzeitig braucht es aber das langsame, analytische Denken, um Proportionen zu prüfen, technische Anforderungen zu integrieren und komplexe Konzepte tragfähig zu machen. Kahnemans Modell macht bewusst, wie wichtig das Zusammenspiel dieser beiden Ebenen ist – auch in Gestaltungsprozessen, die oftmals zwischen Intuition und Rationalität oszillieren. «Schnelles Denken, langsames Denken» verändert den Blick auf das eigene Denken und auf dasjenige unserer Mitmenschen.

→ Daniel Kahneman, Schnelles Denken, langsames Denken. Siedler Verlag, 2011

Zwischen Raum und Respekt



Carmen Baschung – Ein fast leerer Zug, und doch setzt sich jemand direkt in dein Viererabteil. Dahinter steht eine ungeschriebene Regel: Soziale Distanz ist im öffentlichen Raum längst salonfähig geworden und gilt als Zeichen von Respekt und Rücksichtnahme. Gerade im Zug sind solche ungeschriebenen Verhaltensregeln für ein friedliches Miteinander essenziell. Sie wurzeln in kulturell geprägten Distanzzonen, die weltweit gelten, aber je nach Kultur unterschiedlich interpretiert werden. Der amerikanische Anthropologe Edward T. Hall hat in seinem 1990 erschienen Buch «The Hidden Dimension» vier Hauptdistanzzonen definiert: intim, persönlich, sozial und öffentlich.

In der Schweiz und weiteren nordeuropäischen Ländern, den sogenannten Distanzkulturen, wird viel Wert auf Privatsphäre und persönliche Freiräume gelegt. Das direkte Sitzen neben einer unbekannten Person gilt als Eindringen in die persönliche Distanzzone und wird als unhöflich wahrgenommen. In Kontaktkulturen wie Lateinamerika, Südeuropa oder dem Nahen Osten ist das anders: Dort sind geringere Distanzen und mehr Körperkontakt gesellschaftlich akzeptiert. Nähe und Berührungen drücken Zusammengehörigkeit aus.

Als angehende Innenarchitekt:innen kennen wir die Wirkung dieser kulturellen Distanzzonen auf die Nutzung öffentlicher Räume. Bei der Gestaltung von Verkehrsmitteln und Wartebereichen besteht die Herausforderung darin, Räume zu schaffen, die persönliche Rückzugsräume ermöglichen, ohne das soziale Miteinander zu beeinträchtigen. Klare Sitzordnungen, Glaselemente, akustische Lösungen oder flexible Möblierung helfen, individuelle Komfortzonen zu respektieren und eine Balance zwischen Nähe und Distanz zu schaffen. So können sich Menschen mit unterschiedlichen Bedürfnissen im gleichen Raum wohlfühlen. Als Planende müssen wir stets versuchen, verschiedene Ansprüche zu berücksichtigen und umzusetzen.

Empathische Räume

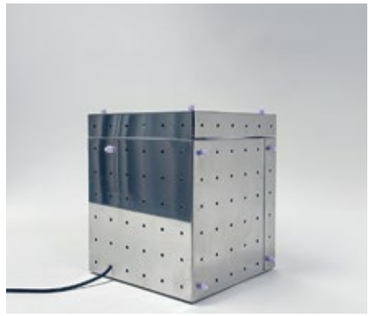


Nicole Hartmann – Das Bewusstsein dafür, dass die gebaute Umwelt einen direkten Einfluss auf das Wohlbefinden ihrer Nutzer:innen hat, wächst seit Jahren. Umso wichtiger ist es, die zugrundeliegenden Bedürfnisse zu verstehen und in der Planung und Gestaltung zu berücksichtigen. Das 5. Innenarchitektursymposium, organisiert vom Kompetenzzentrum für Innenarchitektur der Hochschule Luzern, diskutierte im November 2025 forschungsbasiert und praxisnah genau diese Themenfelder. Denn Innenarchitektur ist weit mehr als die Gestaltung von Räumen – sie ist ein zentrales Instrument, um menschliche Bedürfnisse ernst zu nehmen und Lebensqualität zu fördern.

Die systematische Erhebung und Berücksichtigung von Bedürfnissen im Rahmen des Planungsprozesses stellt allerdings noch keinen Standard in der Praxis dar. Oft werden Bedürfnisse deshalb antizipiert, meist basierend auf den eigenen Erfahrungen oder Vorstellungen der Planer:innen. Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich, wenn die künftigen Nutzer:innen zum Zeitpunkt der Planung noch nicht bekannt sind und konkrete Wünsche und Bedürfnisse nicht erhoben werden können. In der Innenarchitektur dienen Ansätze aus der Architekturpsychologie oder dem Evidence-based Design sowie Methoden wie Co-Design oder Partizipation einer bedürfnisorientierten Planung. Wenn diese Ansätze und Methoden vom Entwurf bis zur Realisation berücksichtigt werden, entstehen empathische Räume, die über ihre reine Funktion hinausgehen und das Wohlbefinden sowie das Zusammenleben von Menschen positiv beeinflussen können.

Doch welche Bedürfnisse sind relevant und wie lassen sie sich erkennen? Wie können die eruierten Erkenntnisse in den Planungsprozesse integriert werden und mit welchen architektonischen Mitteln können empathische Räume gestaltet werden? Nach dem Verstehen und Erkennen der nutzerspezifischen Bedürfnisse folgt eine Übersetzungsleistung der Innenarchitektinnen und -architekten in den Raum. Dafür braucht es ein Repertoire an Planungsmethoden und das Wissen über die räumliche Wirkung auf den Menschen.

Ist Re-Use salonfähig?



Daniela Fernandes – Im «As-Found» Projekt im Modul Design Basics lautete die Aufgabe, aus Fundstücken ein neues Objekt zu entwickeln. Hier entstand der «Glow Cube»: ein leuchtender Beistelltisch, der durch Licht und Schatten eine besondere Atmosphäre schafft. Grundlage waren fünf perforierte Metallbleche aus dem «Offcut» in Zürich. Dort warten Materialien auf ihre zweite Chance. Staubig, ausrangiert und ohne erkennbare Herkunft, aber mit grossem Potenzial.

So funktioniert der «Glow Cube»: Sobald das Licht eingeschaltet wird, reflektiert es im Inneren des Kubus und tritt durch die zahlreichen Öffnungen nach aussen. So kommen eindrucksvolle Muster zum Vorschein, die den Raum verwandeln. Die spiegelnde Oberfläche verstärkt diesen Effekt und verleiht dem Objekt ein futuristisches Erscheinungsbild.

Der «Glow Cube» ist dekoratives Element, Lichtobjekt und «Stimmungsmacher in einem. Doch für manche mag Wiederverwendetes immer noch den Beigeschmack von gebraucht, fehlerhaft oder zweitrangig haben. Wie salonfähig ist ein solches Re-Use-Objekt wirklich? Gerade durch das Upcycling entsteht ein Unikat mit Charakter. Die Spuren seiner Herkunft verleihen ihm Authentizität und heben es von industrieller Massenproduktion ab.

Ein solches Re-Use-Objekt ist also durchaus salonfähig. Es ist richtungsweisend, weil es Nachhaltigkeit mit Individualität verbindet und zeigt, dass Wert nicht immer im Neuen, sondern im Neudenken liegt.

Baden im Bestand

Eveline Kleger – Unweit des Bahnhofs Luzern, am Übergang zum Freigleis, befindet sich das Unterwerk Steghof. Von aussen zeigt es sich als schlichtes Gebäude mit Eternitfassade, die leicht übersehen wird. Doch hinter dieser Hülle verbirgt sich ein Klinkerbau aus dem frühen 20. Jahrhundert – ein ehemaliges Elektrizitätswerk, das 2016 stillgelegt wurde. Durch diverse Umbauten erhielt das Bauwerk über die Jahre neue Schichten, Bauteile und vor allem Räume. Eine Begehung wird so zu einem dramaturgischen Erlebnis, bei dem der verschachtelte Komplex immer wieder Überraschungen für Besucher:innen bereithält.

Mit diesem Baukörper beschäftigten sich Studierende aus den Studiengängen Architektur, Innenarchitektur, Bauingenieurwesen, Digital Construction und Gebäudetechnik während der Blockwoche «Interdisziplinärer Workshop Bau». In Fünfergruppen erarbeiteten sie jeweils eine These zum Perimeter. Die Aufgabenstellung bestand darin, ein neues Schulschwimmbad für die Stadt Luzern zu planen. Dabei fiel auf, dass das einstige Schwimmbad der Stadt nur unweit entfernt liegt – das «Neubad». Heute hat es sich zu einem Kulturzentrum entwickelt und gilt als Vorreiterprojekt beim Thema Umnutzung. Doch wie kann der neue Entwurf auf diesen Kontext reagieren? In welchem der begrenzten Innenräume hat das Schwimmbad genügend Platz? Und vor allem: Welche Haltung möchten die Gruppen beim Bauen im Bestand einnehmen? Diesen Fragen gingen die Studierenden in der Blockwoche nach.

Verschiedene Lösungsansätze entstanden: Manche Gruppen stellten die Technik in den Vordergrund und machten sie sichtbar zum Gestaltungselement. Andere nutzten die bestehende Dramaturgie, um eine Bäderwelt zu schaffen oder verbanden das Thema Velo vom Freigleis bis hinein, in ein Spinning-Fitness, das Energie produziert.

Eines steht fest: Die Zusammenarbeit der Studiengänge schafft immer wieder neues Verständnis, und das Projekt kann nur gemeinsam besonders gut gelingen. Weitergeführt wurde das Projekt im Folgemodul «Bestand» während des Herbstsemesters 2025.

Marseille – zwischen Meer und Moderne



Fekrije Vejseli – Im September 2025 machte sich unsere gemischte Gruppe, bestehend aus Innenarchitektinnen und Architekten, auf den Weg nach Marseille. Fünf Tage, die uns nicht nur ikonische Bauwerke, sondern auch eine Stadt näherbrachten, in der Geschichte, Infrastruktur und Landschaft auf faszinierende Weise ineinandergreifen.

Den Anfang unserer Bildungsreise machte ein Besuch der «Unité d'Habitation» von Le Corbusier. Eine Bewohnerin, die dort ein kleines Hotel betreibt, führte uns durch ihre Wohnung, das Hotel und die Dachlandschaft mit Kindergarten und Sportflächen. Von dort oben öffnete sich einem der Blick über die Stadt, der die Dimensionen von Corbusiers «Wohnmaschine» eindrücklich vor Augen führte.

Am Nachmittag ging es weiter zur «Corniche Kennedy». Nachdem wir Skizzen und Fotos von der «Unité d'Habitation» gemacht hatten, tauchten wir in die Poesie dieser Küstenstrasse ein. Für mich war sie das absolute Highlight der Reise: eine endlose Linie zwischen Himmel und Meer, gesäumt von Villen und Sommerquartieren, von improvisierten Badeorten und der «längsten Bank der Welt». Nirgends sonst spiegelt sich Marseilles Zwiespalt zwischen Eleganz und Alltagsleben so klar wider.

Ein anderes Gesicht der Stadt zeigte uns die «Friche la Belle de Mai». Einst eine Tabakfabrik ist sie heute ein vibrierendes Labor für Kunst, Kultur und urbane Experimente. Hier wurde spürbar, wie Architektur im Zusammenspiel mit Menschen neue Identitäten stiftet.
Zwischen den engen Gassen von «Le Panier» und den Monumenten am «Vieux Port» entfaltete sich schliesslich die ganze Vielschichtigkeit Marseilles: von dem barocken Erbe über Nachkriegsmoderne bis hin zu zeitgenössischen Interventionen.

Diese Reise war mehr als eine Exkursion – sie war ein Eintauchen in eine Stadt, die sich immer wieder neu erfindet.

Räume denken, Formen finden
Gestalterische Prozesse zwischen Kopf, Hand und Medium

Am Anfang jedes Entwurfs steht eine Idee. Um aus ihr ein nachvollziehbares Konzept oder gar ein gebautes Projekt zu machen, braucht es Techniken des Sichtbarmachens. Im Studium setzen sich die Studierenden intensiv mit verschiedenen Formen des gestalterischen Ausdrucks auseinander. Sie lernen, mit den Händen zu denken – durch Skizzen, Pläne, Modelle, Collagen, Illustrationen oder digitale Visualisierungen. In dieser Vielfalt der Darstellungsmittel spiegelt sich nicht nur die Entwicklung individueller Gestaltungsstrategien, sondern auch ein zentraler Aspekt architektonischen Arbeitens: die Übersetzung von einer Idee in eine Form. Auf den folgenden Seiten zeigen wir eine Auswahl studentischer Arbeiten aus dem vergangenen Studienjahr – entstanden in unterschiedlichen Semestern und mit verschiedenen Mitteln.



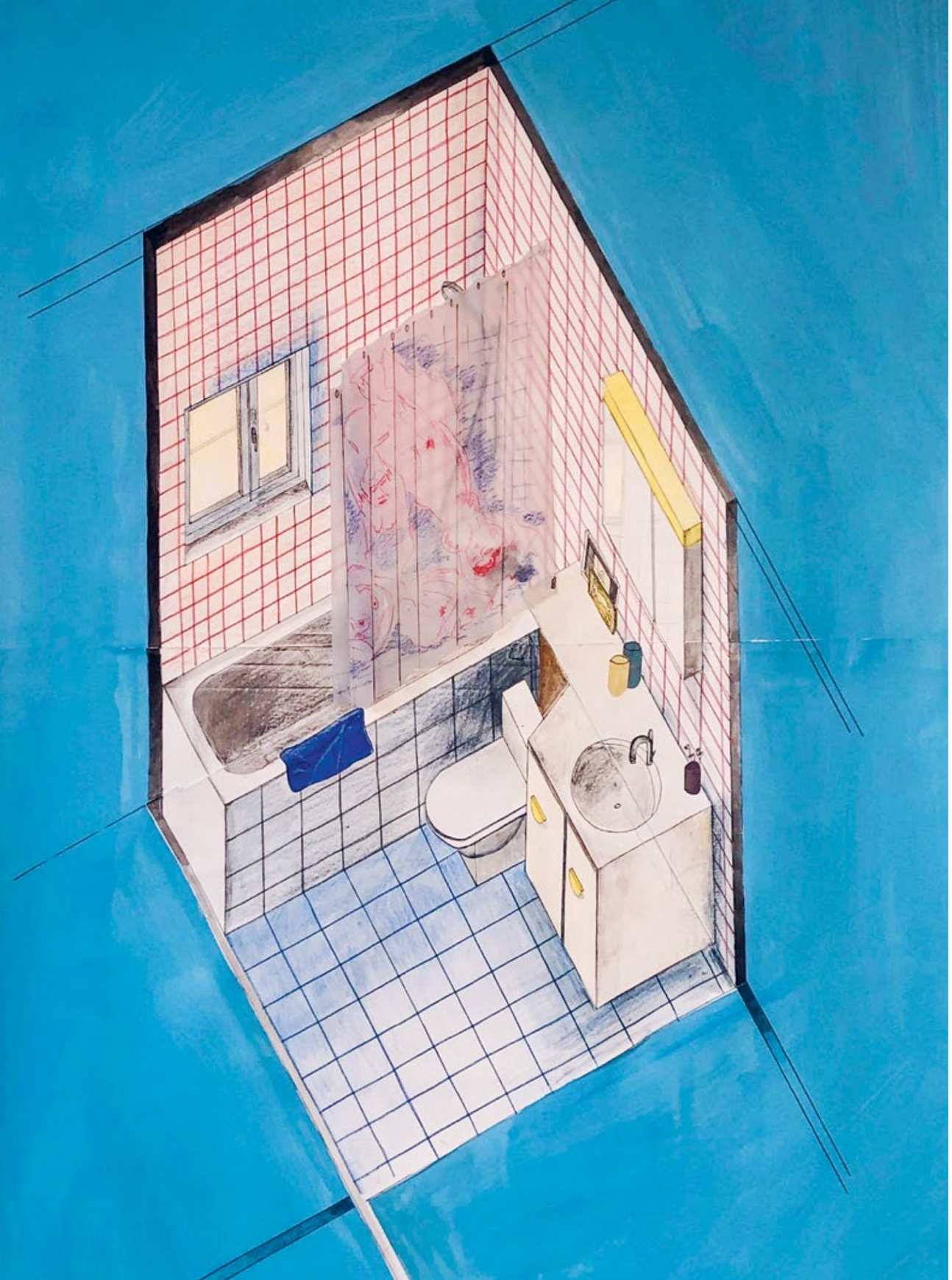
→
Modul «Finishings and Details»
– Axelle Schaller



↑
Modul «Entwurf und Konzept
Innenraum» – Noé Steck



↑
Modul «Atmosphäre, Farbe, Licht
und Material» – Tobias Hirschi,
Livia Meier, Fabienne Mühlethaler



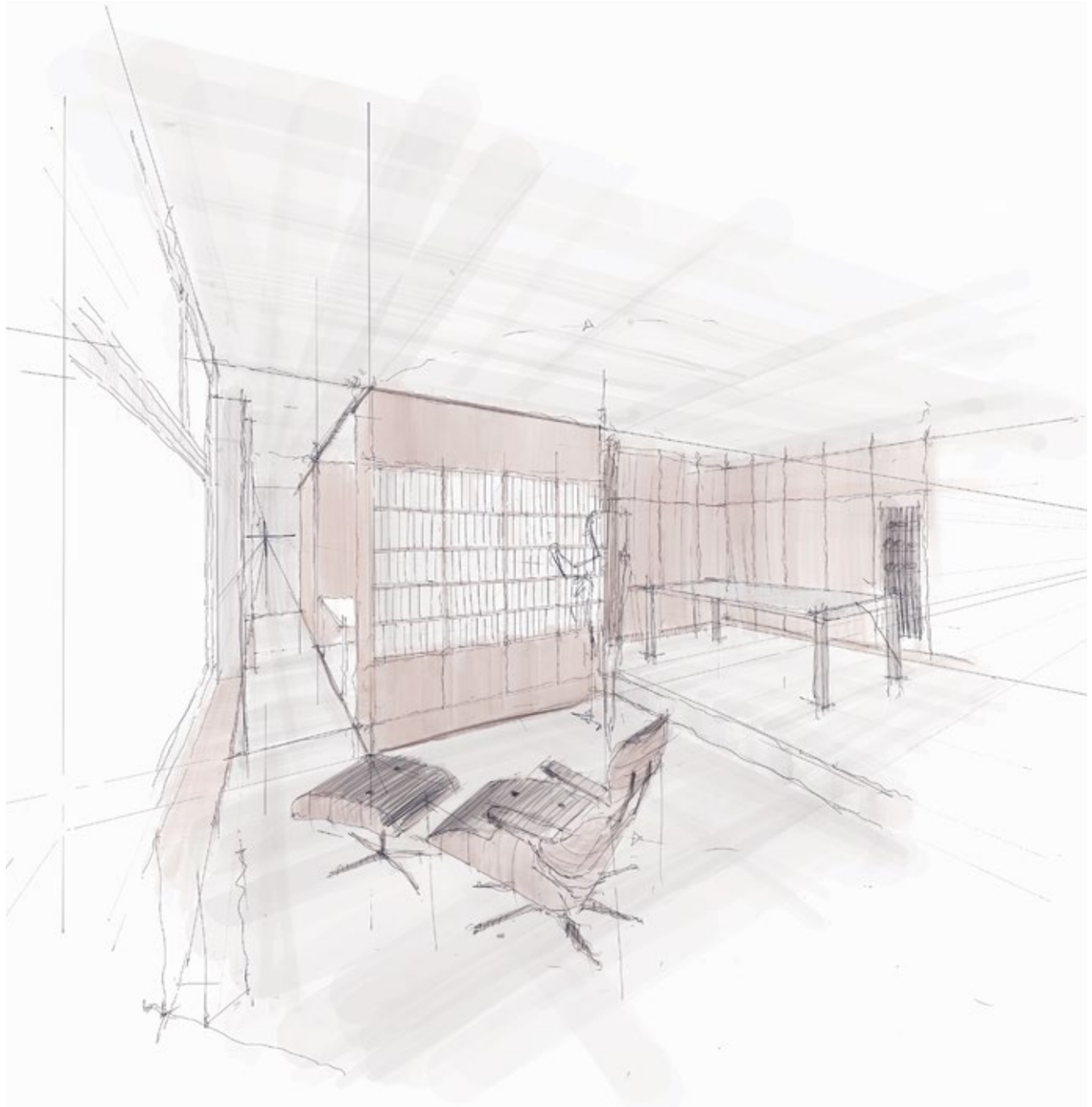




↑
→
Modul «Farbe, Fläche, Körper, Raum» – Axelle Schaller, Ronja Steffen, Julia Tiefenbach

←
Modul «Innenraumdarstellung» – Michelle Bachmann

↓
Modul «Räumliches Selbstportrait»
– Dario Perrin





↑
↓
Modul «Bestand»
– Armando Emmenegger



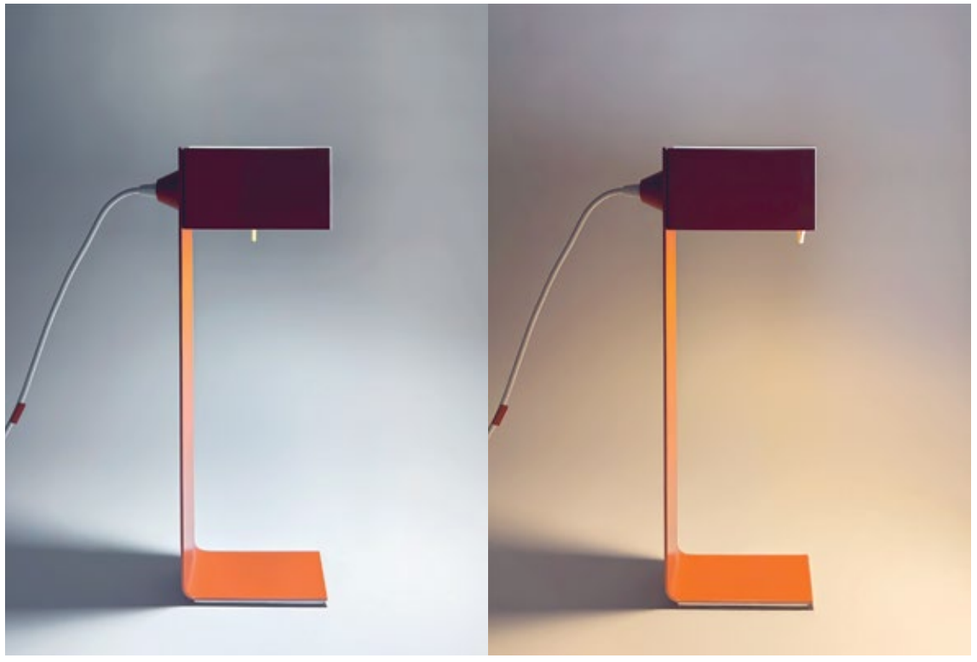


↑
Modul «Design Basics»
– Sina Affolter

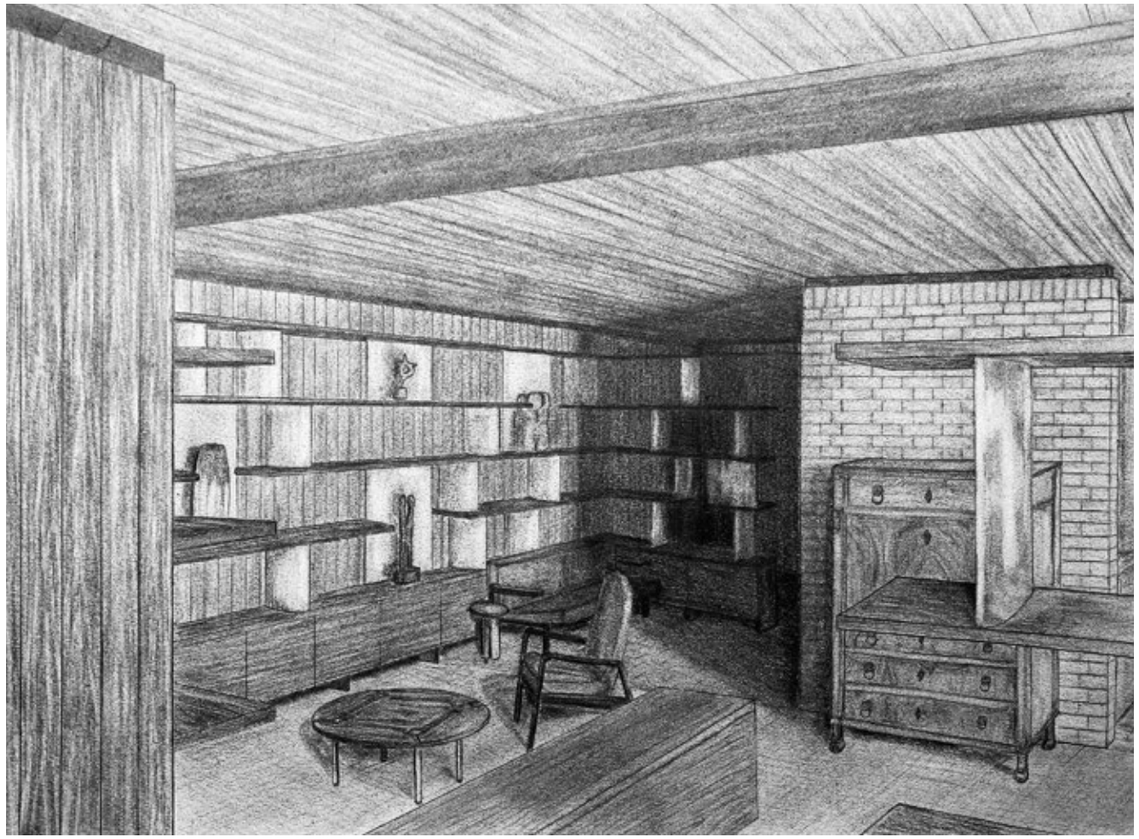


→
Modul «Design Project» – Sina Tschumper, Lilian Maag, Cayleen Boulter, Anne Bogaert

↓
Modul «Design Project»
– Daniela Fernandes

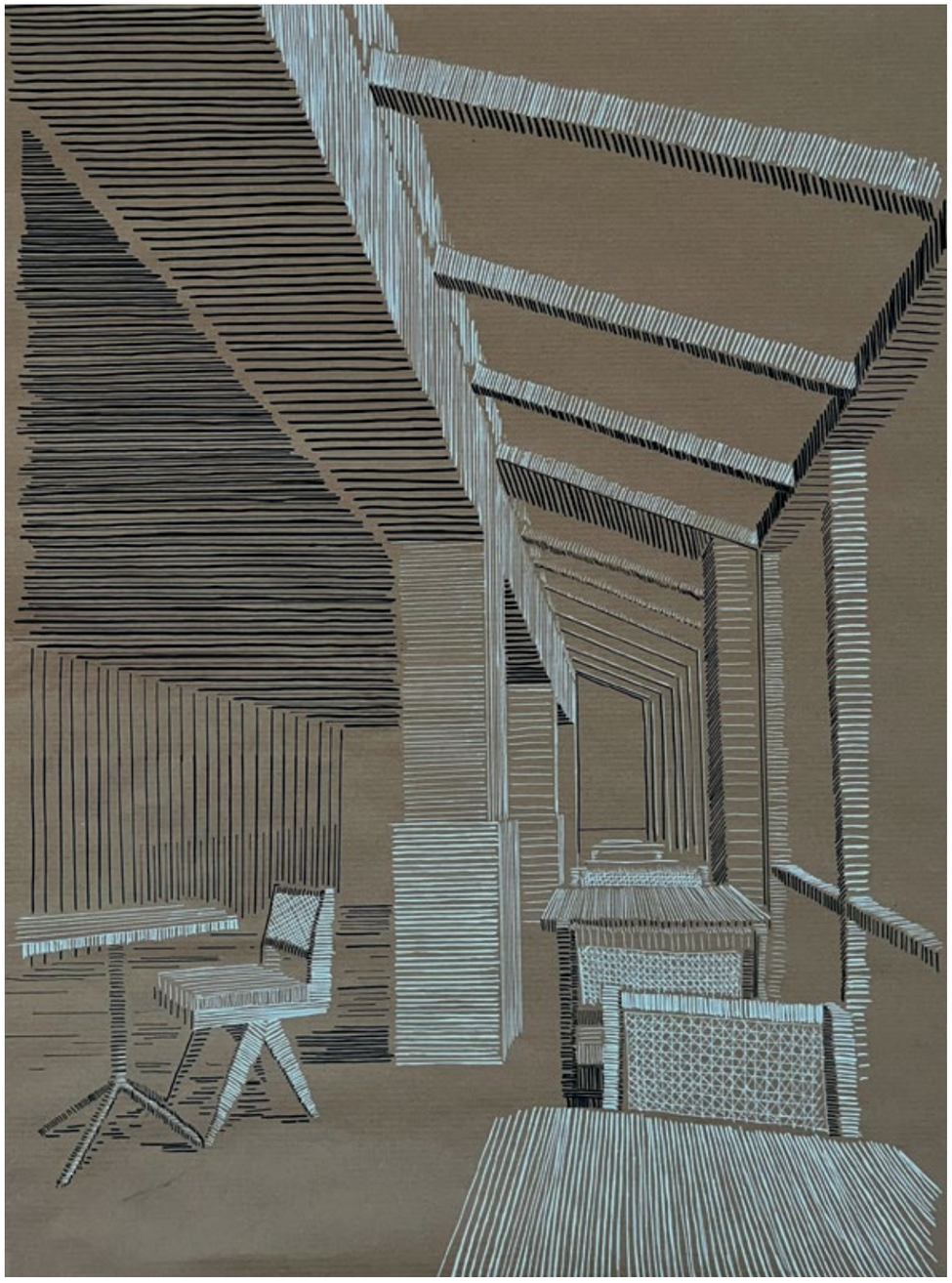


↓
Modul «Interiors and Furnishings» – Armando Emmenegger, Livio Erni, Smilla Klocke, Jessica Flüeler



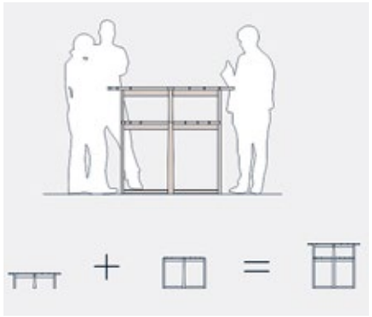


↑
Modul «Bauerneuerung und Umnutzung» – Stefanie Anlauf, Mona Benz, Axelle Schaller, Nicole Weilenmann



↑
Modul «Innenraumdarstellung»
– Sina Tschumper







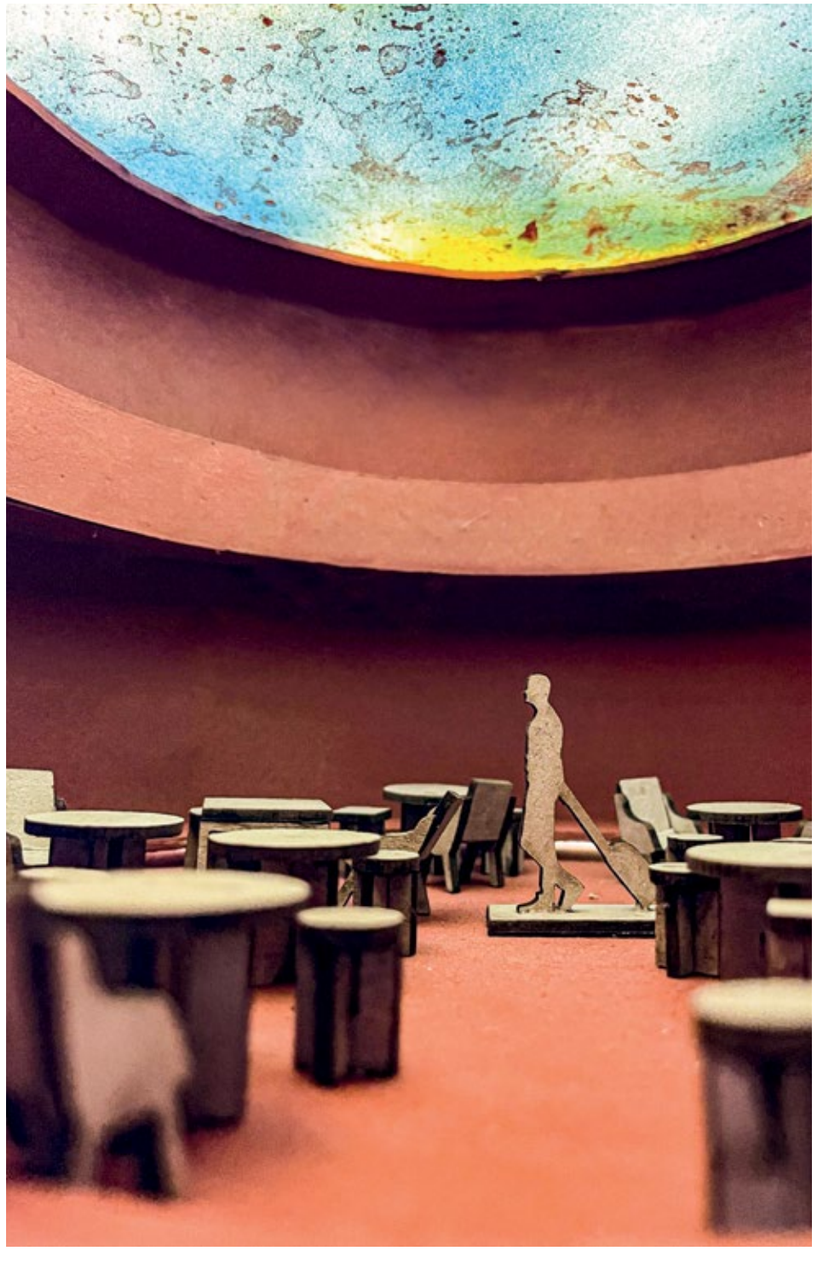
↑→
Modul «Struktur, Statik, Fügen» – Alissa Hänsli, Lu Studtmann, Dinara Shakina, Véronique Haug, Sandro Erni, Janik Steiner, Noé Steck, Dario Perrin





↑
Modul «Studienreise»
– Melina Wyss

→
Modul «Public Interiors»
– Eveline Kleger





↑
Modul «Public Interiors»
– Daniela Fernandes

Vier Sichtweisen …
auf feministische Salons

Daniela Fernandes
ist Studierende im Bachelor-Studiengang Innenarchitektur.

«Salonfähig» ist ein Wort mit vielen Bedeutungen. Einst stand es für gesellschaftliche Akzeptanz, heute wirft es Fragen auf: Wer darf Platz nehmen und wessen Stimme wird gehört?

Im 18. und 19. Jahrhundert öffneten bürgerliche Frauen ihre Wohnzimmer für intellektuellen Austausch. Weil sie und andere marginalisierte Gruppen damals kaum öffentliche Mitsprache hatten, wurden diese Treffen zu wichtigen Orten der Vernetzung und des Widerstands.

Heute werden feministische Salons als politische Formate weitergeführt. Sie verstehen sich als offene Orte des Dialogs, der Solidarität und des kollektiven Erinnerns, unabhängig von Geschlechtsidentität. In feministischen Salons werden gesellschaftliche Normen kritisch hinterfragt und vielfältige Perspektiven sichtbar. Themen wie Care-Arbeit, Widerstand oder soziale Gerechtigkeit, die im öffentlichen Diskurs oft wenig Beachtung finden, erhalten darin einen Platz.

Solche Räume ermöglichen Begegnung, Austausch und auch Widerspruch. Sie stiften Gemeinschaft und machen sichtbar, wo noch Barrieren bestehen. Vier unterschiedliche Perspektiven zeigen, wie vielfältig diese Praxis heute erlebt und gestaltet wird, ob kritisch, persönlich oder politisch.

1. «Salonfähig» kann vieles bedeuten. Was verbinden Sie mit diesem Begriff?
2. Welche Entwicklungen sehen Sie von historischen zu heutigen feministischen Salons?
3. Was braucht es, damit Räume für alle offen und zugänglich sind?
4. Welche Funktion haben Räume im gesellschaftlichen Austausch?
5. Gibt es einen Ort, den Sie als besonders offen und verbindend erleben?



Nathalie Brunner
ist Kulturmanagerin. Sie leitet das Kulturhaus «Neubad» in Luzern und engagiert sich durch Kultur, Musik und Gemeinschaft für Vernetzung, Inklusion und gesellschaftliche Teilhabe.

1. Für mich heisst salonfähig, dass Themen, die lange verdrängt oder tabuisiert wurden, endlich ihren Platz im öffentlichen Austausch finden. Es geht darum, Räume zu schaffen für Stimmen, die sonst oft an den Rand gedrängt werden.

2. Historische Salons boten Frauen zum ersten Mal die Möglichkeit zum intellektuellen Austausch. Heute sind feministische Salons offener und politischer angedacht – sie laden alle Geschlechter ein, patriarchale Strukturen zu hinterfragen und gemeinsam an Veränderungen zu arbeiten.

3. Es braucht niederschwellige Zugänge sowie Respekt und Sensibilität gegenüber unterschiedlichen Lebensrealitäten. Ängste und Sorgen müssen ernst genommen werden, damit sich Menschen trauen, ihren Platz zu finden. Vor allem braucht es sehr viel Geduld und Zeit.

4. Sie schaffen Resonanzräume: Orte, an denen Ideen, Kritik und Hoffnung aufeinandertreffen. Diese Begegnungen sind wichtig, um kollektive Strategien gegen Ungleichheit zu entwickeln.

5. Für mich ist der Wiener Zentralfriedhof ein solcher Ort. Er ist offen für alle – hier liegen Menschen unterschiedlicher Epochen, Länder und Religionen einträchtig nebeneinander. Wer den ehrwürdigen Zentralfriedhof besucht, und den vielen Ahnen dort begegnet, wird unweigerlich mit dieser Vielfalt und Ironie, dass im Tod alle gleich sind, konfrontiert. Diese Erfahrung von Gleichheit und Verbundenheit hat für mich eine starke Symbolik.



Henriette Lutz
ist Architektin, Autorin und Promenadologin. Sie lehrt und forscht zu sozialen Fragestellungen sowie zu feministischen Perspektiven in der Architektur.

1. In den heutigen feministischen Salons ist alles salonfähig, was das Ideal einer solidarischen Gesellschaft unterstützt.

2. Auch wenn vieles inklusiver ist, dürfen wir nicht vergessen, dass auch heute noch nicht alle Menschen Zugang zu feministischen Salons haben. Zwar gibt es viele Bestrebungen zur Diversifizierung, doch für diese Form des Austauschs braucht es Zeit und Energie, die nicht allen gleichermassen zur Verfügung stehen – wenn ich beispielsweise an Menschen in Arbeitsarmut oder mit vielen Care-Aufgaben denke.

3. «Räume für alle» ist für mich eine Modellvorstellung, der wir uns in der gebauten Realität immer weiter annähern müssen. Den einen Raum, der für alle perfekt ist, kann es nicht geben, da sich einige Bedürfnisse widersprechen. Ein Beispiel hierfür sind Kinder, die laut sein dürfen, während hochsensible Menschen auf Lautstärke empfindlich reagieren. Es gibt jedoch Räume, die für sehr viele Menschen gut sind.

4. Der öffentliche Raum bietet die Möglichkeit zur sozialen Interaktion und die Chance, mit Lebensrealitäten in Kontakt zu treten, die von den eigenen abweichen. Ohne diese Begegnungen ist der gesellschaftliche Zusammenhalt gefährdet.

5. Mit dem Verein «créatrices – Frauen gestalten die Schweiz» haben wir 2021 eine temporäre Rauminstallation auf dem Zürcher Münsterhof errichtet, um feministische Themen in den Fokus zu rücken. Das persönliche Empowerment, das ich durch diese kollektive Raumbespielung erfahren habe, wird mir immer in Erinnerung bleiben.



Anne Hultzsch
ist Architekturhistorikerin. An der ETH Zürich leitet sie die Forschungsgruppe «Women Writing Architecture» und untersucht Bau- und Kulturgeschichte aus intersektional-feministischer Perspektive.

1. Zunächst etwas eher Negatives – salonfähig heisst ja, konform zu sein, im Sinne von sich anpassen des Anpassens wegen. In Bezug auf den Salon, feministisch oder nicht, lässt mich der Begriff aber auch bedenken, dass Salonbesucher*innen und Gastgeber*innen meist etwas gemein haben, was sie zusammenbringt: etwas, was das Gespräch ermöglicht und eventuell schon Themen setzt, wie einleitend angedeutet in Bezug auf feministische Salons. Man interessiert sich für ähnliche Fragen, teilt einige Grundwerte – natürlich ohne Scheu vor auch mal hitzigen Debatten.

2. Hoffentlich geht die Entwicklung hin zu mehr Diversität: Viele bekannte Salons des 18. Jahrhunderts waren zwar intellektuell sehr stimulierend, aber nicht immer divers in Bezug auf Herkunft und soziale Schicht.

3. Im Sinne des Salons: Gastfreundschaft! Vielleicht durch eine Gastergeber*in oder bereits durch das Design, das möglichst offen diverse Bedürfnisse aufnimmt oder adaptierbar ist.

4. Eine ganz essenzielle Funktion: Wenn Räume Willkommensein und Sicherheit vermitteln, werden sich unsichere Personen schneller integrieren und an Austausch und Gesprächen, wie sie im Salon stattfinden, teilnehmen. Das betrifft sowohl Familien mit Kindern oder Rollstuhlfahrer*innen als auch neu Zugezogene, die die lokalen Gepflogenheiten vielleicht (noch) nicht kennen.

5. In Zürich im Sommer: See und Fluss. In der Badi treffen sich alle und beim Schlangestehen für Rutsche, Glace und Pommes kommt man schnell miteinander ins Gespräch. Sonne und Wasser übernehmen da die Gastgeberschaft und werden von Strukturen unterstützt, die Barfuss-und-nackte-Haut-tauglich sind und bei Bedarf Schatten spenden.



Katha Florin Baur
ist Mitbegründer*in des feministischen «salon basel» und Dozent*in für Sozialpädagogik. Sie engagiert sich für die Sensibilisierung von Organisationen in Sachen LGBTQIA* und Diversität.

1. Ehrlicherweise verbinde ich mit diesem Begriff aktuell eher negative Gefühle. In der heutigen Zeit werden Aussagen, Handlungen und Politiken wieder salonfähig, von denen ich fest gehofft hatte, dass sie der Vergangenheit angehören.

2. Interessant finde ich die Bedeutungsverschiebung von geschlossenen zu offene(re)n Räumen. Heute versuchen wir, Salons zugänglicher zu machen. Ich schreibe «versuchen», da wir insbesondere in feministischen Kontexten noch viel mehr dafür tun müssen, um all die Barrieren abzubauen.

3. Es reicht nicht zu sagen: «Alle sind willkommen.» Diese Raumpolitik muss auch gelebt werden. Wer bekommt eine Bühne, wer spricht zu welchen Themen, wer hat effektiv welchen Zugang und wen schliessen wir aufgrund von Ticketpreisen, Sprache, Themenwahl aus? Nur wenn wir diese Fragen ehrlich beantworten, können wir die Gegebenheiten verändern und Räume öffnen.

4. Genau das: Sie ermöglichen Austausch. Sei es in einer geschlossenen Gruppe über persönliche Erfahrungen oder über gesellschaftliche Gruppen hinweg, um Perspektiven zu erweitern. Im besten Fall schaffen sie ein Gefühl des Füreinanders und Miteinanders.

5. Das ist pauschal schwer zu sagen, da es auch von den Menschen abhängt, die diesen Raum beleben. Derselbe Ort kann verbindend wie trennend sein, für manche offen, für andere nicht zugänglich. Ich persönlich erlebe viele queer-feministische Orte, die offen für friends und allies sind, die nicht queer sind, als sehr verbindend.

Mit Tilla Theus im Dialog über Orte, die inspirieren und in die Zukunft tragen

Ein Generationengespräch unter Frauen im Bauwesen

Alexandra Seniha Vollenweider
im Gespräch mit Tilla Theus (TT) und Fekrije Vejseli (FV)

Was sind Ihre ersten Assoziationen zu «Salon»?

TT: Der Begriff bezeichnet nach meiner Auffassung die französischen Salons ab dem 17. Jahrhundert, die sich meist begüterte, intellektuelle Damen, die so genannten «Salonnières», gehalten haben. Somit schufen sie einen Ort, eine Plattform für den Austausch unter Intellektuellen, Literaten und Literatinnen, Musiker:innen und Künstler:innen.

FV: Meine ersten Gedanken gehen ebenfalls zu diesem noblen Bild. Wenn ich jedoch nach einem Salon in meinem Lebenskontext suche, lande ich auch beim Wort Treffpunkt und damit schnell bei der «Turnhalle» beziehungsweise beim PROGR in Bern. Das ist ein breitaufgestellter und inklusiver Kulturort mit Ateliers und Gastronomie, an dem ich immer wieder unerwartete Gespräche führe.

TT: Solche ausserordentlichen und bereichsübergreifenden Gespräche sind wirklich inspirierend. Diese waren das Wertvolle an meiner Kommissionsarbeit, sei es bei der Zukunftsforschung oder in der Denkmalpflege.

Findet sich in Ihrer Werkliste ein Projekt mit Bezug zur Salonkultur?

TT: Das «Haus zum Rechberg» in Zürich, entworfen vom Architekten David Morf, ist ein repräsentatives Wohnhaus aus der Barockzeit. Im Obergeschoss bilden aneinandergereihte Räume eine Enfilade, sodass man von einem Raum zum nächsten wan-deln kann. Diese kleinen Salons dienten als private Rückzugsorte, in denen man einen Aperitif oder einen Kaffee geniessen oder sich für Auftritte auf der hauseigenen Bühne vorbereiten konnte. Heute findet sich darin parlamentarische Betriebsamkeit.

Tilla Theus, ein schönes Beispiel für multizyklische Elemente sind die Vorhänge im von Ihnen restaurierten «Widder Hotel» in Zürich. Wie sind diese aufgebaut?

TT: Wir durften damals für die sichtbare Oberfläche eine wunderbare Larsen-Seide aus dem Norden und für das Futter unüblicherweise eine Shantung-Seide verwenden. Nach 18 Jahren im Einsatz konnten diese Vorhänge einfach umgedreht werden. Die verblichene Larsen-Seide wurde zum Futter und die Shantung-Seide zeigte sich nach aussen. Solche Überlegungen finde ich wichtig. Dafür braucht es von uns ein vertieftes Verständnis für Material und Handwerk.

Kommt dieser besondere Bezug zu Material und Handwerk aus Ihrer Zeit bei der Denkmalpflege?

TT: «Stoffigkeiten» gab es in meinem Leben schon viel früher. Als ich als Architektin zu arbeiten begann, gab es die Denkmalpflege, so wie wir sie heute kennen, noch nicht. Die Denkmalpflege musste erst den Strukturschutz, und damit die Emanzipation des Innern der Häuser, entwickeln.

Wie würde Ihr alternativer Lebensweg aussehen, wenn es die Studiengänge Architektur und Innenarchitektur nicht gegeben hätte?

TT: Mode hat mich immer auch interessiert. Ich wollte Kreateurin werden. Diese entwickelt Visionen, gibt Haltungen vor und erstellt eine Grundzeichnung, die dann an eine Modezeichnerin weitergeht. Doch dafür gab es keine Schule in der Schweiz. Als Kind habe ich Häuser aus grossen Tüchern gebaut, und Kleidchen für unsere Puppen genäht.

Was würden Sie gerne noch lernen?

FV: Ich bin sehr lernbegierig und denke, dass ich nie ausgelernt habe.

TT: Auch in meinem Alter hört das nie auf.

FV: Genau, und das ist ein wunderschöner Aspekt des Lernens. Es reizen mich immer wieder neue Themen, und ich bin gespannt, wie ich meinen Weg



←
↓
Sanierung und Umnutzung «Haus zum Rechberg» – ursprünglich ein repräsentatives Wohnhaus, in dem heute die parlamentarische Betriebsamkeit von aussergewöhnlicher «Stoffigkeit» geprägt ist.

Tilla Theus, 1943 in Chur geboren, war eine der wenigen Frauen, die damals an der ETH Architektur studierten. Gleich nach Studienabschluss eröffnete sie ihr eigenes Architekturbüro. Zahlreiche Zürcher Baudenkmäler wurden von ihr erbaut, saniert oder erneuert, darunter das «Widder Hotel», die «Rathauswache» und der «Leuenhof». Mit dem Gipfelrestaurant «Weisshorn», das hoch über Arosa thront, setzte die mit dem Kulturpreis des Kantons Graubünden geehrte Architektin einen markanten Akzent. Auch mit über achtzig Jahren steht Tilla Theus jeden Tag mit ihrem Team im Atelier – getreu ihrem Lebensmotto: «Die Arbeit ist nicht fertig, solange etwas noch besser gemacht werden kann.»

Fekrije Vejseli, 2002 in Bern geboren, schloss eine Lehre als Zeichnerin EFZ FA ab und absolvierte die gestalterische Berufsmatura. Heute studiert sie berufsbegleitend Innenarchitektur an der Hochschule Luzern. Ihr Skizzenbuch ist ihr treuer Begleiter, in dem sie flüchtige Eindrücke, tanzende Gedanken und Träume, die vielleicht morgen schon Form annehmen, festhält.

Alexandra Seniha Vollenweider, 1994 in Zürich geboren, verfügt über Erfahrungen als Zeichnerin EFZ FA sowie in den Bereichen Gastronomie, Event und Care-Arbeit. Sie liebt Analyse, Dialog, Vernetzung und Gestaltung, Sensibilität, Cacaofruchtsorbet und freie Gewässer. Sie fordert gerne eigene und äussere Muster heraus, denkt um, neu und dazu. Aktuell studiert sie in Teilzeit Innenarchitektur an der Hochschule Luzern.



irgendwann rückblickend reflektieren und verstehen werde. Aus der Architektur hat es mich in die Innenarchitektur gezogen, und in meiner nahen Zukunft sehe ich auch Landschaftsarchitektur. Was ist es bei Ihnen, Tilla?

TT: Ich möchte gerne mit KI, CAD und 3D arbeiten können. Aber ich habe noch immer meinen Bleistift.

FV: Ich habe in meinen Beruf mit CAD gelernt zu arbeiten, habe während meiner Lehrzeit aber oft einen Bleistift vermisst.

TT: Zum Denken braucht es immer noch den Bleistift. Das Denken können wir nicht den Programmen überlassen. Architektur wird auch in zwanzig Jahren dort entstehen, wo Menschen mit Vision und Engagement gemeinsam Überdurchschnittliches schaffen.

Worauf sind Sie stolz?

TT: Ich bin stolz darauf, dass ich seit meinem Diplom im Jahr 1969 als junge Architektin mit meinem späteren Ehepartner mein eigenes Atelier gegründet und dieses ab 1985 allein weitergeführt habe – und nun seit über 56 Jahren führe; früher mit zehn und aktuell mit 18 Mitarbeitenden. Ich freue mich, dass mir dies gelungen ist, insbesondere angesichts der Zeit, in der ich das Atelier gegründet habe. Damals wurde Frauen nichts Technisches zugetraut. Und dann galt noch das alte Eherecht. Das bedeutete, ich konnte keine Verträge oder Zahlungsanweisungen unterzeichnen, nicht einmal einen Rapport, da ich verheiratet und somit für finanzielle Angelegenheiten nicht zuständig war. So musste ich für mein erstes Projekt, das Altersheim in Mollis im Kanton Glarus, persönlich den Regierungsrat aufsuchen, um einen ausserordentlichen Antrag zu stellen, damit ich selbst unterschreiben durfte. Ansonsten hätte ich meinen Beruf nicht mehr ausüben können. Solche Situationen könnt ihr euch heute bestimmt gar nicht vorstellen.

Haben Sie sich damals auch für die Rechte der Frauen eingesetzt?

TT: Natürlich! Schon im Gymnasium. Ungerechtigkeiten haben mich schon immer beschäftigt. Ich komme aus einem politischen Haus. Ich glaube daran, dass es sich lohnt, sich für etwas einzusetzen. Es kann nicht sein, dass man sich keine Gedanken macht, und nicht teilnimmt, denn sonst entscheiden andere.

Fekrije, worauf bist du stolz?

FV: Auf meinen Werdegang, auf das, wo ich heute stehe. Und ich bin stolz darauf, dass ich mir und meinen Zielen und Wünschen immer treu geblieben bin. Damit habe ich auch meinem jüngeren Ich Freiheit geschenkt.

Hatten Sie je eine Art Mentor:in?

TT: Nicht konkret. Erst haben erstaunlicherweise meine Bauherren an mich geglaubt, während ich noch voller Zweifel war. Namentlich waren das Theophil Luther, Ernst Bieri, Robert Holzach, Walter Meier, Walter Häfner, Ulrich Bremi und Ernst Schaufelberger. Eigenartigerweise hatte ich bis vor wenigen Jahren nie eine Bauherrin gehabt. Auch die Frauenvereine haben für ihre Bauvorhaben nicht einzelne Frauen mit eigenem Büro beauftragt, sondern Frauen, die im Team mit einem Partner agierten. Für mich war das eine grosse Frustration.

FV: Ja, ich hatte eine Mentorin. Dabei denke ich an Anja Göldi, meine Skizzenkursleiterin. Sie war für mich über meine Lehrzeit hinweg eine wichtige Bezugsperson. Einerseits lernte ich bei ihr zeichnerische Methoden, und anderseits pflegten wir einen inspirierenden Austausch. Zudem realisierte ich beim Betrachten meiner Skizzen, dass sich meine Befindlichkeit darin widerspiegelt und herauslesen lässt. Eine weitere Person war Hanspeter Juillard, der mich während meiner Ausbildung darin unterstützt hat, mir eine eigene Meinung zu bilden und mich für mich einzusetzen. Heute ist es mein Team, das mich auf meinem beruflichen Weg begleitet, unterstützt und an mich glaubt.

Und zum Abschluss: Wann ist Perfektion erreicht?

FV: In solchen Momenten durchfährt mich eine innere Euphorie. Besonders, wenn ich skizziere oder zeichne und merke, dass ich einem vollendeten Ergebnis näherkomme. Dann bin ich in meiner eigenen Welt, bis ich schliesslich ganz genau spüre: Das ist es.

TT: Der Autor Paul Valéry hat in seinem Buch «Eupalinos oder der Architekt» eine wunderbare Szene geschildert. Eupalinos, der Architekt, spricht zu Sokrates, dem Philosophen: «Hast du nicht beobachtet, wenn du dich in dieser Stadt ergingest, dass unter den Bauwerken, die sie ausmachen, einige stumm sind, andere reden und noch andere schliesslich, und das sind die seltensten, singen sogar. Diese äussere Belebtheit geht nicht von ihrer Bestimmung aus oder von ihrer allgemeinen Gestalt. Ebenso wenig wie das, was sie zum Schweigen zwingt. Das hängt ab von dem Talent des Erbauers oder vielmehr von der Gunst der Musen.»

Das ist ein schönes Schlusswort. Vielen Dank Ihnen beiden für das bereichernde Gespräch.



↑
Umbau und Restaurierung des «Widder Hotels» in Zürich. Die Eingangshalle dient als Empfangs- und Begegnungszone.



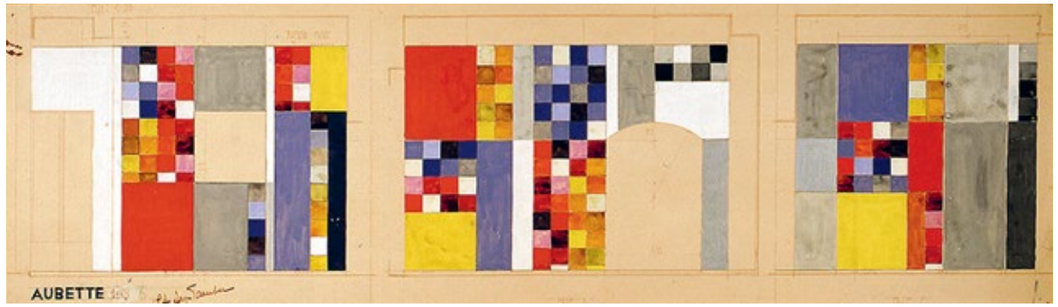
→
«CASPAR, das Drei-Häuser-Hotel» in Muri, im Aargau. Bar im Restaurant «Adler» mit den vergrösserten Gemälden von Caspar Wolf.

↓
Tilla Theus im Gespräch in ihrem Besprechungszimmer mit Fekrije Vejseli



Die Aubette als Beispiel integrierter Kunst
Werk, Heft 10, Oktober 1960

Ariana Pradal
ist ausgebildete Designerin. Sie schreibt über Design und Baukultur und kuratiert entsprechende Ausstellungen.



Vor fast hundert Jahren hatten die beiden Brüder Paul und André Horn die verrückte Idee, einen weitläufigen Kultur- und Vergnügungsort mit Café, Restaurant, Brasserie, Tanzsaal, Kino und weiteren Angeboten in einem Barockpalast im Zentrum Strassburgs (F) zu eröffnen. Um einen Kontrast zur historischen Fassade zu schaffen, beauftragten sie für die Gestaltung des vier Geschosse umfassenden Innenraums die Schweizer Künstlerin Sophie Taeuber-Arp und den aus Strassburg stammenden Künstler Hans Arp, die beide zur damaligen Avantgarde gehörten. Das Duo fragte als Unterstützung zusätzlich den niederländischen Architekten und Künstler Theo van Doesburg an. Gemeinsam schufen die drei ein Gesamtkunstwerk der Moderne mit streng geometrischen Mustern in leuchtenden Farben. Dabei liessen sie keine Oberfläche aus: Boden, Wände, Decken, Vor- und Rücksprünge wurden alle mitbedacht. Auch die Möbel und die Beschilderung entwarfen sie selbst.

Doch leider konnte die avantgardistische Innenraumgestaltung das Publikum von damals nicht begeistern. Nach nur wenigen Jahren wurden die Oberflächen des Vergnügungskomplexes übermalt. Die Kunst verschwand für Jahrzehnte. Nachdem der Kinosaal und die Treppe 1985 sowie der Festsaal und die Bar 1989 unter Denkmalschutz gestellt worden waren, gab es zwei Sanierungsprojekte, von denen das eine 1994 und das andere 2006 abgeschlossen wurde. Dabei konnte ein Teil der ursprünglichen Räume wieder hergestellt werden.

Mit der Wiederentdeckung der «Aubette» wurde auch die Frage nach der Autorenschaft aufgeworfen. Wer hat was gemacht? Nicht immer sind die Verantwortlichkeiten und die Urheberschaft ganz geklärt. Pierre Horn, der sich massgeblich für die Sanierung des Gesamtkunstwerks eingesetzt hat, beruft sich auf Briefe seines Vaters, in denen die künstlerische Verantwortung vollständig Sophie Taeuber-Arp zugeschrieben wird. Karl Gerstner schreibt in seinem 1960 in der Zeitschrift «Werk» erschienenen Artikel, also bereits rückblickend auf das zerstörte Gesamtkunstwerk, über die Zusammenarbeit des Trios. Er führt die Lesenden in Bild und Text durch den Bau.

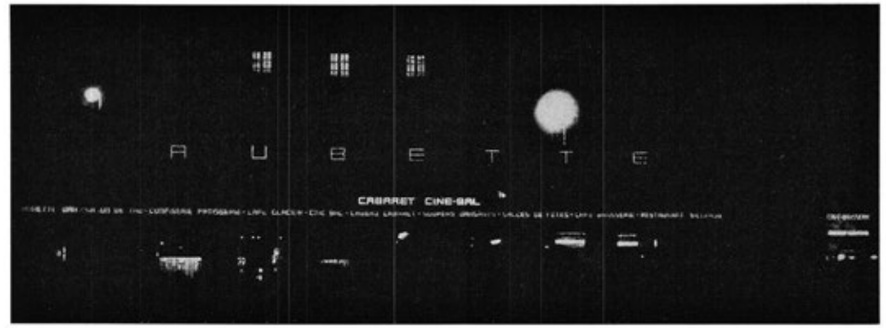
Es ist schwer nachvollziehbar, dass diese Synthese aus Kunst, Architektur und Innenarchitektur zerstört wurde. Heute ist die «Aubette» wieder ein beliebter Ort für Kunst- und Kulturveranstaltungen, der kostenlos besucht werden kann. Die avantgardistischen Salons von damals sind für die Menschen von heute wieder erlebbar.

Wir danken dem Verlag werk, bauen und wohnen für die freundliche Genehmigung zur Veröffentlichung des Artikels.

↑
Ansichten von drei Wänden der «Aubette-Bar». Sophie Taeuber-Arp, 1927.

Karl Gerstner

Die Aubette als Beispiel integrierter Kunst



1

Von der Aubette in Straßburg, dem vielzitierten Beispiel einer Synthese vom Malerei und Architektur aus dem Geist der Konkreten Kunst, dem Resultat der Zusammenarbeit von drei Pionieren des modernen Schaffens, herrschen schon heute, fünfzehn Jahre nach der Zerstörung ihrer Innengestaltung, nur noch ungenaue Vorstellungen. Unser Mitarbeiter Karl Gerstner hat in Wort und Bild eine Rekonstruktion dieses Kunstwerks vorgenommen. Wir danken Herrn und Frau Jean Arp-Hagenbach, Meudon und Basel, und Frau Nelly van Doesburg, Paris, herzlich für die Förderung seiner Arbeit durch die Vermittlung von Photos, Publikationen und Daten. *Red.*

Straßburg, am 16. Februar 1928: Morgen wird die Aubette neu eröffnet! Die Aubette? – Café, Restaurant, Brasserie, Salle de billards, Bar, Salon de thé, Dancing, Cabaret, Confiserie, Cinéma in einem; hinter der Fassade eines monumentalen, historischen Gebäudes im Zentrum der Stadt, an der Place Kléber. Ein Ort also, wo sich Damen zum Tee, Männer zum Bier, Backfische und Gymnasiasten zum Tanzen, Familien zum Essen, Geschäftsleute an der Bar, Vereine am Samstagabend, Liebespaare im Kino treffen – wo sich le tout Strasbourg Rendez-vous gibt.

Weiter nichts? Doch: die Aubette, 1926 begonnen, ist 1960 Symbol geworden. Ein Beispiel ohne Beispiel für das, was behelfsmäßig «Integration der Künste» genannt wird. Zerstört nach dem Krieg (zufällig nicht als entartete Kunst von den Nazi, aber ebenfalls aus Dummheit und Roheit), ist es bis zum heutigen Tag aktuell geblieben. Und seltsamer noch: die Aktualität vergeht nicht nur nicht, sie wird größer.

Was steckt dahinter, vor allem: wer? – Am Anfang zwei Brüder namens Horn, beide Architekten, Bekannte und Freunde von Sophie und dem Straßburger Jean Arp. Horns haben das Hotel Hanong und außerdem die Aubette von der Stadt gemietet, für neunzig Jahre. Optimisten offensichtlich! Sie gehen ans Werk, etwas Optimales zu unternehmen. Etwas noch nie Dagewesenes? Vielleicht. Etwas mit Akzent auf «künstlerisch wertvoll»? Ja und nein. Auf keinen Fall ein besseres Museum; kein «gediegenes» Restaurant mit Picasso an den Wänden, mit echten Klee und Arp und so weiter. Sie riskieren mehr, gehen aufs Ganze. Sie lassen Künstler Räume schaffen, die nicht den Stempel der berühmten «Atmosphäre» tragen, sondern neue, unbekannte Atmosphären erschließen. Gesucht demnach: Künstler mit Visionen. Gefunden: Sophie Täuber-Arp, Jean Arp und im September 1926 ein dritter, Maler, Plastiker, Designer, Theoretiker, Architekt, aus Paris: Theo van Doesburg.

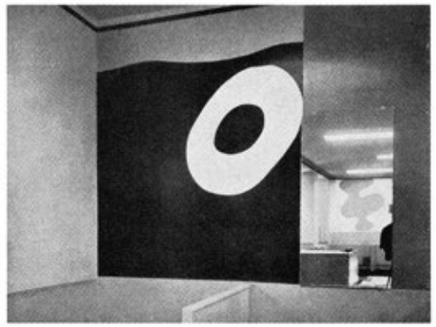
Die Arbeit kann beginnen. Man denke: Drei Künstler, als Avantgardisten exponiert, echte Pioniere, bekannt nur in kleinen und verstanden in noch kleineren Zirkeln, schaffen ein Werk für die Öffentlichkeit, einen Kristallisationspunkt des gesellschaftlichen Lebens, einen Treffpunkt für den kleinen und den großen Mann von der Straße – nach ihren Ideen, ohne Rücksicht auf das Phantom «Publikumsgeschmack», ohne Einschränkung (mit einer Ausnahme vielleicht: Van Doesburgs Absicht, «des matériaux durables» zu verwenden, scheitert an den hohen Kosten; er sieht sich gezwungen, «des matériaux illusionnistes», wie Farbe, zu gebrauchen; ausdrücklich vermerkt er, daß Holz, wo immer möglich, vermieden wird), vom großen Ganzen bis zum Türgriff.

Das Café Aubette ein Wunder also? Nein, aber ein modernes Märchen. Wobei das Märchenhafte darin besteht, daß die Gebrüder Horn das Selbstverständliche tun. Sie haben kein Vorurteil, wie ein Café auszusehen hätte. Sie vertrauen den Geistern, die sie riefen. Der Zauber der Aubette ist aber nicht nur eine Erinnerung an schöne Tage, sondern eine Konzeption: Ein riesiger Palast, grau, finster, monoton von außen – wird hell, leicht, farbig im Innern. Überschreitet man die Schwelle, wird man an Wänden, Decken, Böden überrascht. Bewegt man sich, von Raum zu Raum, die Zwischenräume inbegriffen, steigt man die Treppen hoch, geht man hinunter – stets stößt man auf neue Dimensionen, entdeckt neue Einfälle, erlebt neue Sensationen. Vielleicht, daß sich heute die Aubette ein wenig verklärt. Natürlich ist die Zeit nicht spurlos an ihr vorbeigegangen. Einmal trägt sie – wie könnte es anders sein? – das persönliche Gepräge ihrer Schöpfer und dann das stilistische der späten zwanziger Jahre (was außerdem das Bild der Aubette prägt für die, die es nicht selbst gesehen haben: die Photos!). Und trotzdem, und obschon es überhaupt zerstört, nur noch als Vorstellung lebendig ist: es ist Symbol, als Maßstab gültig 1960. Man darf nicht vieles damit messen, leider.

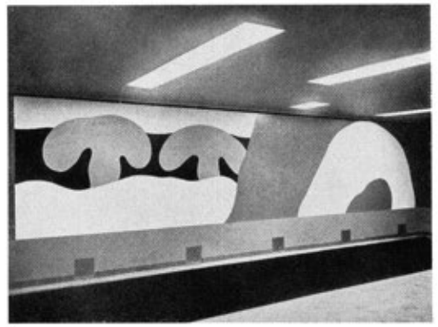
So führt das Café Aubette seine eigene, eigenartige Existenz. Zwar nicht mehr die gleiche wie ehedem, aber gleich frisch, gleich gegenwärtig wie am Tag vor der Eröffnung, an welchem unsere Photos aufgenommen wurden. Und bitte, niemand soll sich daran stören, wenn noch nicht alles fertig ist, wenn da noch Farbe fehlt, dort noch gewischt werden muß und Stühle auf den Tischen stehen...

Der Rundgang beginnt schon auf der Place Kléber. *Bild 1* zeigt die langgezogene Front der Aubette bei Nacht. Die Leuchtschrift ist von Theo van Doesburg gestaltet. Dies ist der einzige Eingriff in die Fassade des barocken Gebäudes, das als «monument historique» geschätzt und geschützt ist.

1
Fassade der Aubette bei Nacht. Aus: Bouwbedrijf, Den Haag, 6·1929
Façade du restaurant de l'Aubette, Strasbourg, vue de nuit
Elevation of the Aubette Restaurant in Strasbourg at night



2



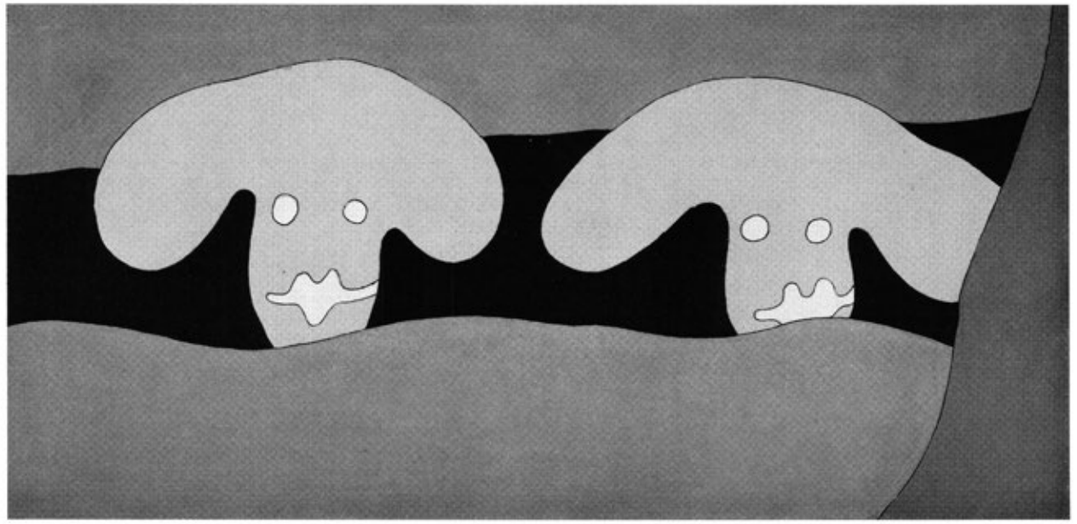
3

Geht der Besucher direkt hinunter vom Rez-de-chaussée in das Sous-sol, empfängt ihn im Kellerdancing die unverwechselbare Welt der «seltsamen Kunstpflanzen», wie Carola Giedion sagt, von Jean Arp. Blau, graublau, grau, schwarz, gelb, sparsam dunkelrot findet er großflächige, expansive Gestalten an der Wand: die Aufgehenden, der Nabel, die Flasche, der Schnurrbart-Kopf. Auf *Bild 2* ist die Nabel-Sonne zu sehen; daneben, gespiegelt, eine weitere Pflanze. Spiegel sind übrigens einige angebracht in manchen Räumen der Aubette. Hier im Caveau-Dancing sind sie ganz besonders typisch: in ihnen begegnen sich die verschiedenen Arpschen Figuren, diese mit den Figuren der Gäste, die Gäste wieder mit anderen und so weiter – nicht gerade ein Spiegellabyrinth, aber doch der Zauber und das Verspielte des Irrationalen. *Bild 3* zeigt die große Front mit den zwei Köpfen und dem aufgehenden Nabel.

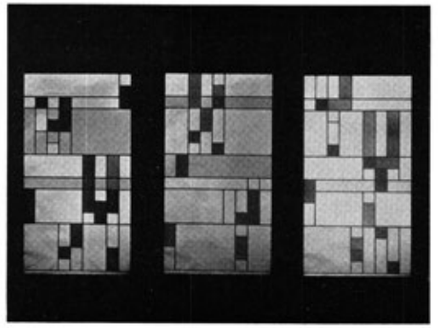
Bild 4 gibt den Entwurf zu den Schnurrbart-Köpfen wieder.

2, 3
Caveau-dancing
Caveau-dancing
Cellar night club

4
Jean Arp, Skizze nach dem Wandbild im Caveau-dancing
Esquisse d'après la peinture murale du caveau-dancing
Sketch from the mural in the cellar night club



4



5

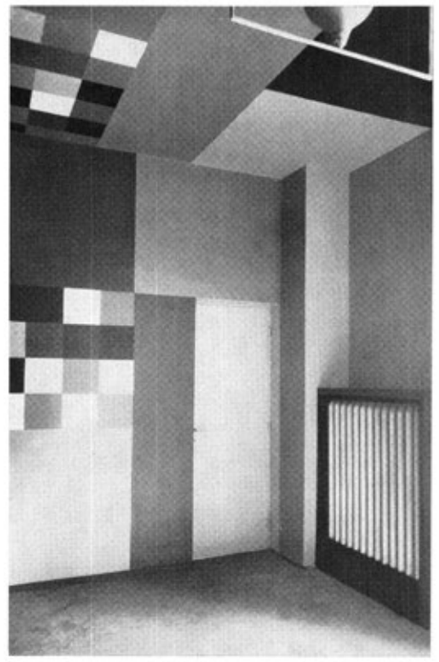
5
Sophie Täuber-Arp, Glasfenster in der Bar
Trois vitraux du bar
Three windows in the bar

6
Bar
Bar
Bar

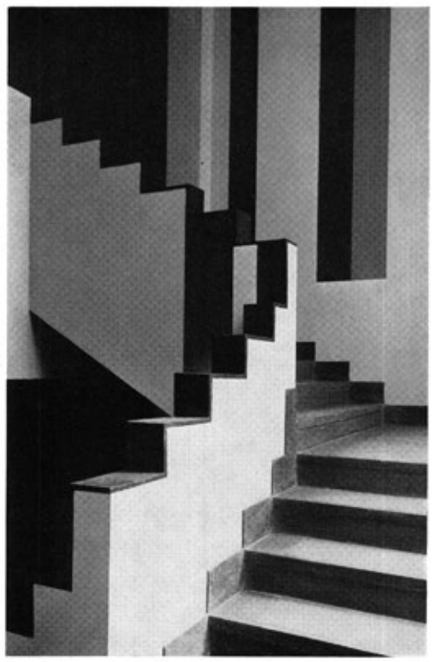
7
Treppenhaus
Escalier
Stairwell

Ebenfalls im Sous-sol befindet sich ein besonders intimer Raum: die Bar von Sophie Täuber-Arp. Atmosphäre und Farben muß man sich, im Rahmen des Ganzen, wiederum eigenartig, intensiv vorstellen. (Dies zeichnet die Aubette überhaupt aus: sie ist ein einheitlich zusammengefaßter Komplex von Räumen; jedoch jeder Raum ist wieder charakteristisch für sich.) Neben den elementaren Farben Van Doesburgs, den meist gebrochenen von Arp kommt hier eine ganz reiche Skala zur Verwendung: diverse Rot bis Orange, diverse Grün, Blau, Gelb, Schwarz und Weiß, *Bild 6*. *Bild 5* zeigt eine Gruppe von drei Glasfenstern in der Bar. Sie sind ebenfalls von Sophie Täuber-Arp entworfen.

Vom Sous-sol führt das von Sophie und Jean Arp entworfene Treppenhaus hinauf in das Rez-de-chaussée und in die Bel-Etage. *Bild 7* ist besonders aufschlußreich für das Kapitel «Integration der Künste». Es illustriert, wie ausgezeichnet die Chance der räumlichen Vielseitigkeit genutzt wird: das Treppenhaus als offener, auch in der vertikalen Richtung fließender Raum.



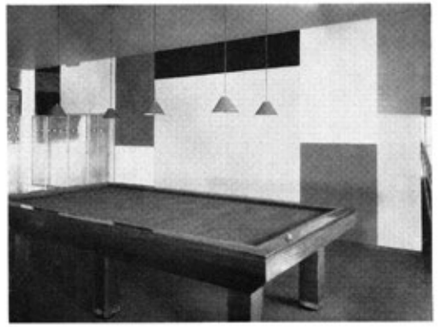
6



7



8



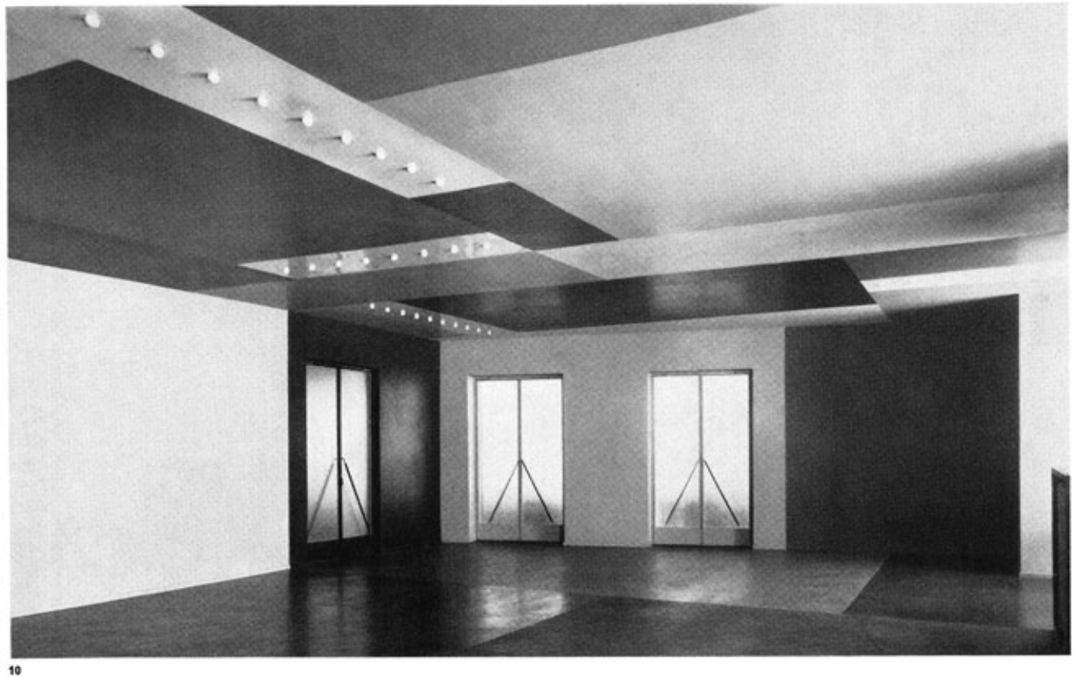
9

Geht der Besucher direkt vom Sous-sol in die Bel-Etage, gelangt er zuerst in das große Foyer von Sophie Täuber-Arp, *Bild 10*. Dieses Photo zeigt besonders anschaulich die Gestaltungsmethoden, zeigt, wie Wände, Decke und Boden einbezogen werden in den Entwurf. Interessant sind auch Art und Plazierung der Beleuchtungskörper. *Bild 8:* Blick vom Foyer in das Treppenhaus auf das große Glasfenster von Sophie Täuber-Arp. *Bild 9* gibt Einblick in den ebenfalls im ersten Stock gelegenen Billardsaal.

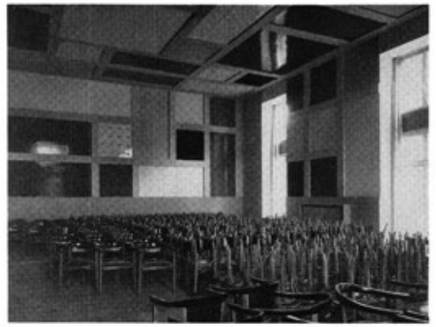
8
Foyer und Treppenhaus
L'escalier vu du foyer
Lobby and stairwell

9
Billardsaal
Salle de billard
Billiard room

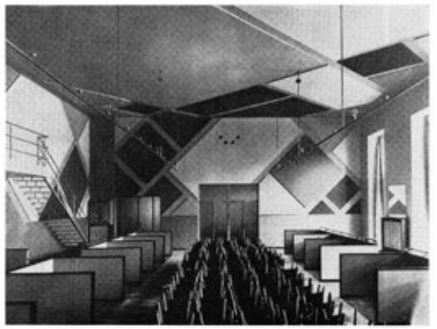
10
Großes Foyer
Grand foyer
Great lobby



10



11

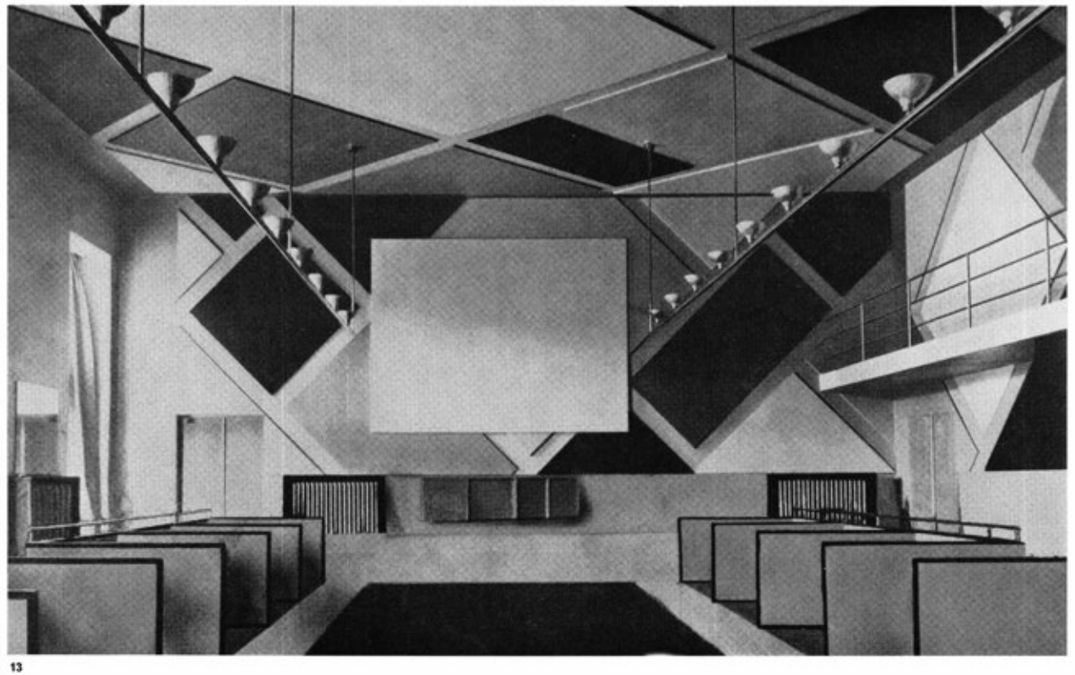


12

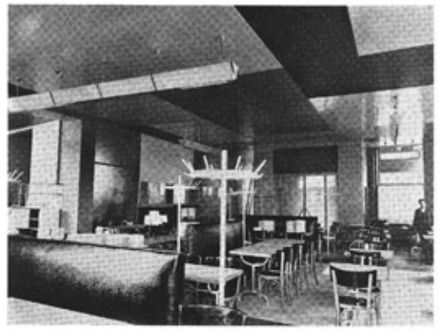
Vom Foyer aus führt der Weg einerseits zum großen Festsaal, *Bild 11*, und auf der gegenüberliegenden Seite zum Cabaret-Ciné-Dancing, *Bilder 12 und 13*. Der Vergleich zwischen diesen beiden von Van Doesburg gestalteten Sälen ist exemplarisch. Er zeigt hauptsächlich die klaren grundsätzlichen Überlegungen des Theoretikers. Mittel der Gestaltung ist in beiden Fällen ein rektanguläres System von verschiedenfarbigen Flächen und von Zwischenflächen, die gleichfarbig sind und wiederum ein selbständiges, lineares Gefüge darstellen. Der ganze Unterschied wird durch eine simple Verschiebung hervorgebracht: im großen Festsaal steht die rechtwinklige Komposition parallel zu den rechtwinkligen Seiten des Raums – im Ciné-Dancing hingegen im größtmöglichen Gegensatz, in der Diagonale von 45 Grad. Im ersten Fall wird die Begrenzung des Raums statisch, im zweiten dynamisch aufgelöst. Außerdem ist es ergiebig, die Details zu vergleichen: Im Festsaal sind zum Beispiel die farbigen Flächen vertieft und die Zwischenflächen erhaben – im Ciné-Dancing ist es umgekehrt; einmal ist die künstliche Beleuchtung direkt, das andere Mal indirekt und so weiter.

11
Großer Festsaal
Grande salle des fêtes
Banquet room

12, 13
Cabaret, ciné, dancing
Cabaret, cinéma, dancing
Cabaret, cinema, dance hall



13



14



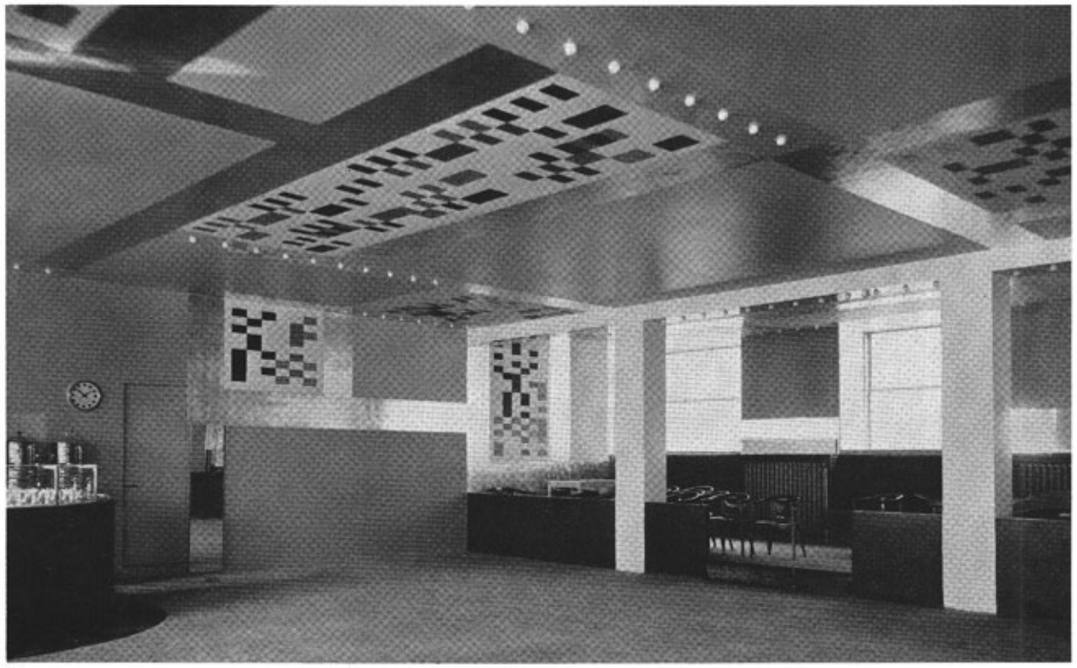
15

Zum Abschluß das Rez-de-chaussée: Quer hindurch geht eine Passage, die die Place Kléber mit der gegenüberliegenden Straße verbindet. Hier befindet sich der Haupteingang (mit dem Plättliboden von Sophie und Jean Arp). Rechter Hand betritt der Gast das Restaurant, *Bild 14*, und anschließend die Brasserie, *Bild 15*. Theo van Doesburg hat diese Räume eingerichtet. Links vom Haupteingang befindet sich der Salon de thé von Sophie Täuber-Arp, *Bild 16*. Beachtenswert daran: wie die Stützpfeiler als lineare Elemente in die verschiedenen Ebenen des Raumes projiziert werden. Die Kompositionen und farbigen Flächen bilden mit den konstruktiven Bestandteilen eine Einheit. Ebenso scheinen die Fenster und das Licht einbezogen zu sein: das Licht wird in einem stets wechselnden Spiel teils geschluckt von den matten, teils reflektiert von den glänzenden Texturen.

14
Restaurant
Restaurant
Restaurant

15
Bierrestaurant
Brasserie
Beer saloon

16
Teesalon
Salon de thé
Tea-room



16



↑
Isometrie mit der Deckenmalerei
für den Teesalon im Erdgeschoss.
Sophie Taeuber-Arp, 1927.





↑
Aussenansicht der ehemaligen Produktionshalle mit Werkstatt

←
Lebendige Geschichte in den Werkstatträumen



←
Maurer-Workshop in der ehemaligen Werkstatt

Bachelor-Thesis 2025
Gastronomie auf dem Ziegeleiareal in Horw

Flurina Lanicca
ist Oberassistentin und Dozentin am Institut für Innenarchitektur.

Der Raum Luzern-Süd befindet sich seit rund zehn Jahren in einem Transformationsprozess. Ehemalige Industrieareale und Brachen weichen zunehmend einer dichten Wohnnutzung. Beispielhaft zeigt sich dies auf dem Ziegeleiareal in Horw: Auf dem Gelände der AGZ Ziegelei AG, wo die Produktion von Ziegeln und Backsteinen um die Jahrtausendwende eingestellt wurde, sind mehrere Wohnbauten entstanden. Noch ist die Ziegelei AG mit einem Showroom und einer Lagerhalle auf dem Areal präsent.

Bis 1991 wurde das Rohmaterial für die Ziegelproduktion über eine Transportseilbahn von der Nordostflanke des Pilatus in die Ziegelei geführt. Die dazugehörige Seilbahnstation weist einen eigenen baulichen Charakter auf. Das Gebäude ist Zeuge seiner Zeit und soll in seiner Form und seinem Ausdruck erhalten bleiben.

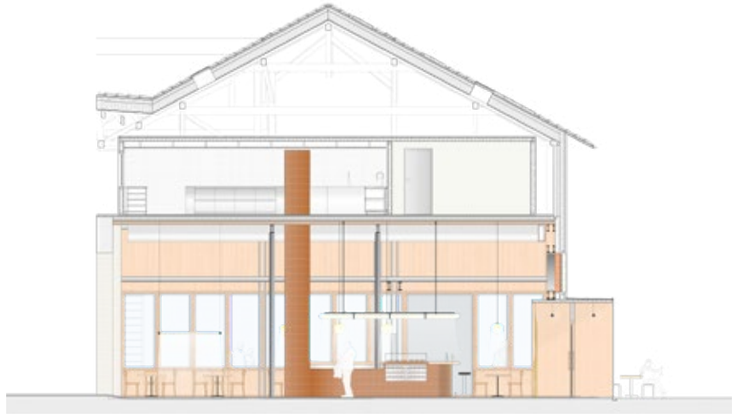
Im Rahmen der Bachelor-Thesis wurde die Umnutzung der Station und eines Teils der angrenzenden Halle zu einem Bistro untersucht. Ziel war es, einen Ort der Begegnung für Quartierbewohnende und Studierende der benachbarten Hochschule zu schaffen. Grundlage bildete eine präzise Analyse des Ortes. Gefordert war ein atmosphärisch ausgearbeiteter Innenraum. Dabei waren gestalterische Aspekte wie auch betriebliche Abläufe zu berücksichtigen. Ergänzend setzten sich die Studierenden mit Nachhaltigkeitsfragen auseinander, die sie inhaltlich individuell vertieften.



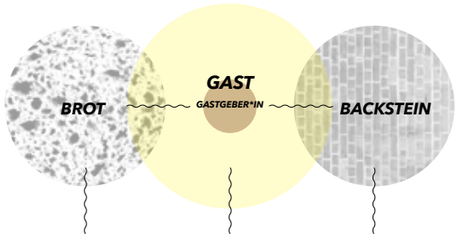
↑
Der Situationsplan zeigt die Talstation der Ziegelei in direkter Nachbarschaft zum Bahnhof Horw und der Hochschule Luzern – Technik & Architektur. Analyse: Debora Amsler

Fabrikat
Debora Amsler

Die Geschichte, aber auch der Umbruch in der Umgebung sind die Ideenlieferanten für das Projekt «Fabrikat». So nimmt die Hauptnutzung das Thema «Backen» wieder auf. Neu werden Brote gebacken, früher waren es Backsteine, die gebrannt wurden. Mit der Anordnung der Räumlichkeiten, aber vor allem der innenarchitektonischen Ausarbeitung, schafft das Projekt einen authentischen Ort für die direkten Nachbarn. Das Zentrum bildet das Bistro mit einem grossen Bar- und Verkaufstresen. Die Materialien sind gezielt ausgewählt und der Nutzung entsprechend eingesetzt. Die detailliert ausgearbeiteten Einteilungen von Raumabschlüssen prägen den Entwurf. Es ist ein Projekt entstanden, das durch seine angemessene Art, den passenden Umgang mit den bestehenden Räumlichkeiten und der Detaillierung überzeugt.

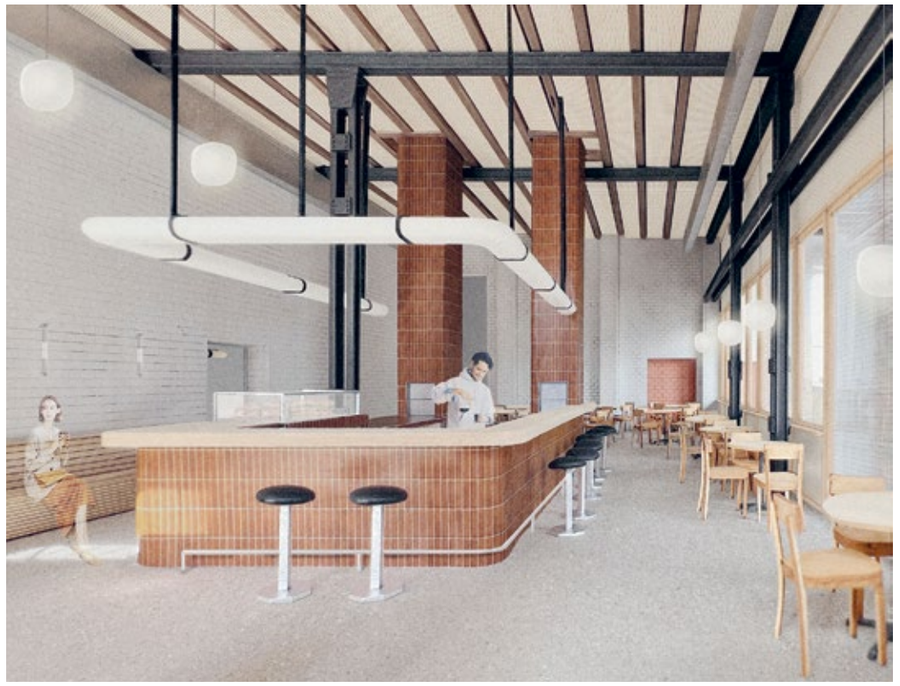


↑
Querschnitt
Bistro



←
Konzeptskizze

↓
Modellbild – Fotocollage
Visualisierung Bistro



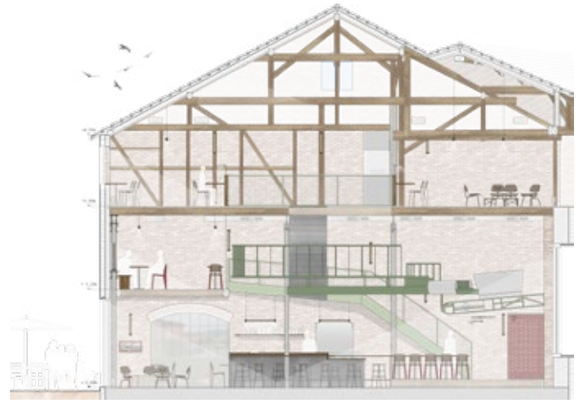
Briqueterie Numéro 1 – B˚1
Livio Erni

Im Projekt «Briqueterie Numéro 1 – B˚1» liegt der Fokus auf dem neu einzufügenden Element, der Treppe. Das Projekt verbindet die Treppe optisch mit den noch bestehenden Teilen der ehemaligen Mergel-Abwurf- und -Rüttelmaschine und macht die alten Elemente durch den Aufstieg ins obere Geschoss erfahrbar. Die beiden ursprünglich horizontal gelesenen Räume werden somit neu als ein vertikaler Raum wahrgenommen. Podeste und Zwischenebenen ermöglichen unterschiedliche Erfahrungen des Raums und weisen eigene Qualitäten auf. Überzeugend ist im Projekt der Umgang mit alten Strukturen und Materialien im Zusammenhang mit den neu eingefügten Elementen. All dies wurde bis ins Detail ausgearbeitet.



↑
Längsschnitt durch die
verschiedenen Gastroräume

→
Querschnitt mit neuer Erschliessung
und bestehender Rüttelmaschine



↓
Modellbild
Präsentationsmodell M 1:33



STÜCKwis
Fabienne Grogg

Im Projekt «STÜCKwis» steht der Umgang mit den alten Seilbahnstrukturen im Zentrum. Im Erdgeschoss werden die eingefügten Backsteinwände zwischen den Stützen entfernt. Dadurch erhält die Station ihren alten Charakter zurück, und es entsteht ein gedeckter Aussenraum, der für die Bevölkerung zugänglich ist. Der hintere Teil der Station wird neu durch eine Glasfassade begrenzt. Durch diese hindurch erhält man Einblick in den Treppenaufgang. Die Treppe führt durch die massive Holzstruktur der ehemaligen Seilbahnstation und erinnert an die Kräfte, die hier gewirkt haben. Zusammen mit dem Lift bildet die Treppe, das zentrale Element der Arbeit und verleiht dem Projekt eine grosse Eigenständigkeit.



→
Modellbild – Erschliessung durch die identitätsstiftende Struktur der Seilbahnstation

↓
Grundriss Erdgeschoss mit Aussenraum





Blick Winkel
Roman Hadorn

Das Projekt «Blick Winkel» thematisiert die Ausrichtung der Seilbahnstation in Richtung Pilatus. Sobald man die Räumlichkeiten betritt, wird der Ausblick auf das Bergmassiv inszeniert. Besucher:innen treten in das Gebäude über eine nüchtern gehaltene Eingangshalle ein. Von dort aus gelangen sie entweder ins Bistro oder werden über eine Stahltreppe mit durchdachten Richtungswechseln ins Obergeschoss geführt. Durch eine teilweise Schliessung der Seitenwände wird der Blick hier gekonnt zur südwestlichen Hauptöffnung gelenkt. Der hier entstandene Gastraum ist lichtdurchflutet und erinnert mit seiner Aussicht an die frühere Nutzung.

↑
Konzeptskizze

→
Visualisierung des Gastraumes im ehemaligen Ankunftsbereich der Transportseilbahn mit Blick zum Pilatus.

↓
Visualisierung Eingangshalle im Erdgeschoss

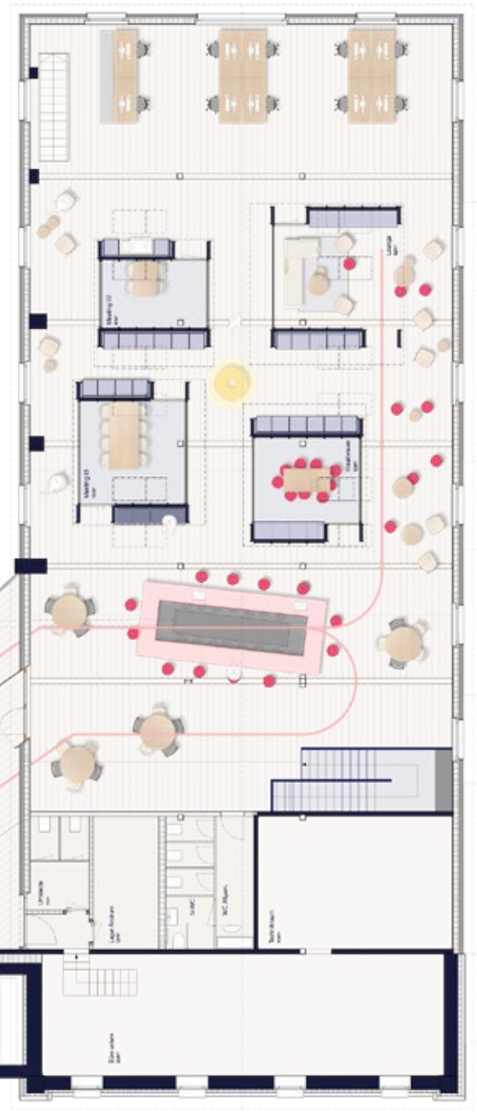




Andrum
Eveline Herrmann, Isabelle Schaad

Die Gruppenarbeit «Andrum» interpretiert den Bestandesbau, der ursprünglich als Seilbahnstation genutzt wurde, als additives Raumgefüge. Der Innenraum wird dabei nicht als abgeschlossenes Volumen, sondern als städtebauliche Situation mit Wegen, Plätzen und Raumsequenzen gelesen. Strukturelle Eingriffe werden auf ein Minimum reduziert. Die überwiegend additiven Interventionen – etwa der Einbau von Boxen im Obergeschoss oder die neue Treppenanlage – sind wohldosiert und schaffen einen atmosphärischen Mehrwert. Gleichzeitig entstehen neue Raumgefüge, die für die neuen Nutzungen wie Gastronomie, Lernlandschaft oder Büro vielfältige Aufenthaltsmöglichkeiten bieten. Das sorgfältig entwickelte Material- und Farbkonzept entfaltet seine Stärke im geschossübergreifenden Hauptelement an der Deckenöffnung. Dieses lässt Besucher:innen den Raum neu wahrnehmen und trägt zum gelungenen neuen Charakter des Ortes bei.







↑
Fotokollage Aussenansicht

→
Visualisierung Bistro

←
Grundriss Dachgeschoss und Querschnitt: Bistro mit Treppenaufgang im Erdgeschoss und Büros im Obergeschoss.

↓
Modellbild Präsentationsmodel





al dente
Lea Meier



Horban
Armando Emmenegger



Bistro Hangwärts
Jil Antener



Sieb
Axelle Schaller



Innenarchitektur unterwegs: Gent – Antwerpen – Brüssel
Studienreise Belgien

Carmen Baschung
studiert als Vollzeitstudentin im 3. Semester Innenarchitektur.

Mit Skizzenbuch und Bleistift in der Hand startete unsere Studienreise in Gent, Belgien. Schon von Weitem, eindrucksvoll über die Dächer der Stadt hinausragend, sah man den Boekentoren – auf Deutsch Bücherturm – von Henry van de Velde. Auf 64 Meter Höhe erwartete uns das Belvedere, das nicht nur einen weiten Blick in die Ferne gewährte, sondern auch den geheimnisvollen Stillen Garten offenbarte, einen abgeschlossenen Innenhof, den niemand betreten darf. Ein weiterer Programmpunkt unserer Studienreise war die Library of Architecture. In der alten Physikhalle zieht nun ein monumentales Stahlregal in leuchtendem Türkis alle Blicke auf sich. Es verleiht dem Raum eine frische, gleichzeitig ruhige Wirkung und schafft ein Raumgefühl zwischen Alt und Neu.

Die Kurzvorträge, die im Laufe der Woche in verschiedenen Formen stattfanden, erweiterten unseren Blick auf die (Innen-)Architektur. Mal fanden sie vor einem Bauwerk statt, mal während einer Zugfahrt oder beim gemeinsamen Mittagessen. Jeder Ort wurde so selbst zum Teil der Reiseerzählung. Weiter ging es zur Wohnungsbesichtigung des Architekten Gaston Eysselinck. Obwohl das Haus im Laufe der Jahre von mehreren Besitzern und Besitzerinnen verändert wurde, haben sich die heutigen Eigentümer intensiv mit seiner Geschichte auseinandergesetzt. Mit viel Geduld und Recherche entdeckten sie beispielsweise durch das Abtragen alter Tapeten die ursprüngliche Wandfarbe wieder. Detailgetreu, bis hin zur Auswahl der Stühle, erstrahlt das Haus in jenem Bauhaus-Stil, den der Architekt Gaston Eysselinck einst vorgesehen hatte, und lässt seine Bewohnenden weiterhin in ihren vier Wänden wie in den 1940er-Jahren leben.

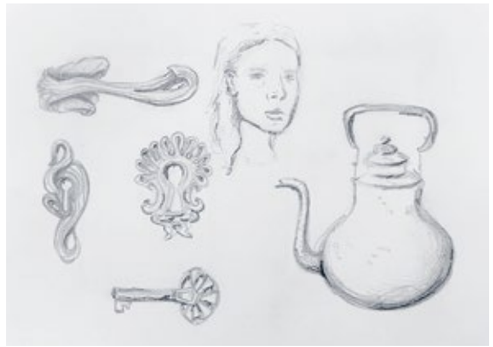
Zu Beginn des zweiten Tages warteten 26 Mietfahrräder auf uns. Nach einer abwechslungsreichen Strecke, aus der Stadt hinaus aufs Land, präsentierte sich uns deutlich sichtbar das nächste Gebäude: zwei halbrunde, tonnenförmige Häuser mit grüner Wellblechfassade, geplant von Architecten Jan De Vylder Inge Vinck, jedoch vollständig durch die Bauherrschaft selbst errichtet. Trotz der sommerlichen Hitze überraschte uns das angenehme Raumklima im Inneren. Die beiden voneinander getrennten tonnenförmigen Baukörper dienen unterschiedlichen Zwecken: Einer wird als Wohnhaus genutzt, der andere beherbergt das Atelier des Bauherrn, der Künstler ist. Umringt von neugierigen und beeindruckten Studierenden erzählten Architekt und Bauherr von ihren Erfahrungen und Herausforderungen während der dreijährigen Bauzeit, und wir lauschten gebannt ihren Geschichten. Momente, die die Architektur plötzlich ganz persönlich werden liessen. Am Mittwoch hiess es Abschied nehmen vom Hostel in Gent, unser nächstes Ziel war Brüssel. Dieser Tag stand ganz im Zeichen des Jugendstils. Mit dem Besuch des Musée Horta und einer Führung durch das Maison Hannon erhielten wir eindrucksvolle Einblicke in diese Epoche. Der Begriff Gesamtkunstwerk wurde hier greifbar: Bis ins kleinste Detail, vom Balkongeländer bis zum Schlüsselloch, war die Gestaltung durchdacht und harmonisch aufeinander abgestimmt.

Während unseres Tagesausflugs nach Antwerpen bekamen wir durch die Besichtigung des Atelierhauses des Architekten Renaat Braems einen sehr persönlichen Zugang zu ihm. Besonders faszinierte uns ein schrankähnliches Element, das sich mit Glasflächen vertikal durch das gesamte Haus erstreckt und so für ein sanftes Durchfluten von Licht sorgt. Auch die stimmige Materialwahl und die gestalterische Einbindung der Radiatoren als eigenständige Raumelemente hinterliessen einen starken Eindruck. Am letzten Tag stand ein ikonisches Wahrzeichen Brüssels auf dem Programm: das Atomium. Mit einer Lichtinstallation des Designers Ingo Maurer und in rasanter Geschwindigkeit brachte uns der Lift in die oberste Kugel. Besonders beeindruckend war die Vorstellung, dass dieses Bauwerk schon zur Weltausstellung 1958 in Brüssel eröffnet wurde.

Zum feierlichen Abschluss unserer Studienreise veranstalteten wir eine kleine Ausstellung in einem Jugendstilhaus im Herzen von Brüssel. Präsentiert wurden unsere Skizzenbücher, gesammelte Servietten, Visitenkarten und Bieretiketten; Erinnerungen, die die Vielfalt unserer Eindrücke auf besondere Weise widerspiegelten. Eine erkenntnis- und erlebnisreiche, inspirierende Woche ging so zu Ende.

→
Musée Horta, Brüssel
Alissa Hänsli





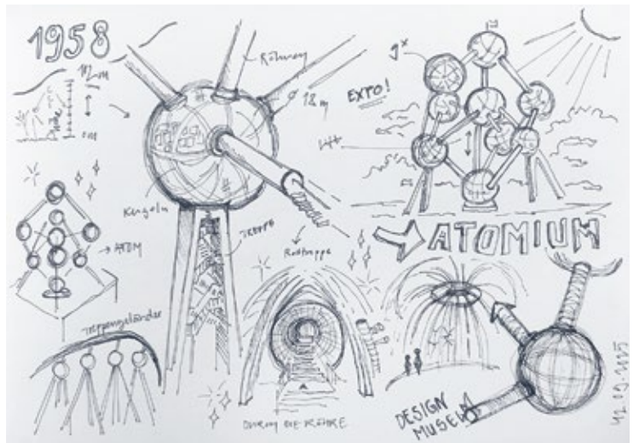


←
Serviettenskizze
Sarina Valerie Huber

↓
Bücherturm, Gent
Lea Müller

↑
Haus und Atelier in Lieve Bloemenlus,
Architecten Jan De Vylder Inge Vinck
Viola Alex Uthayakumar

↓
Atomium, Brüssel
Daniela Fernandes







←
Brüssel
Elisa Schacher

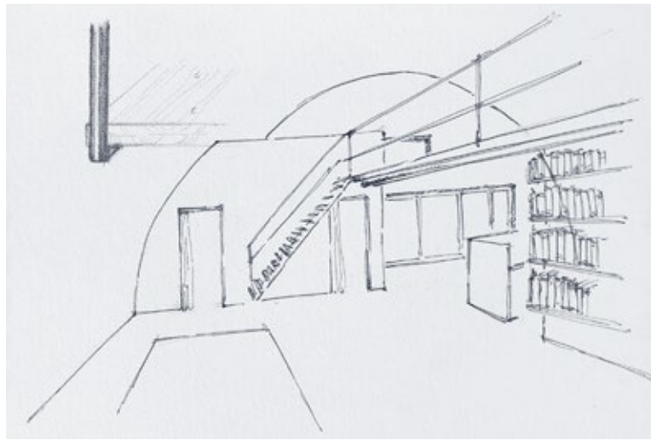
↓
Renaat Braem Huis, Antwerpen
Sarina Valerie Huber



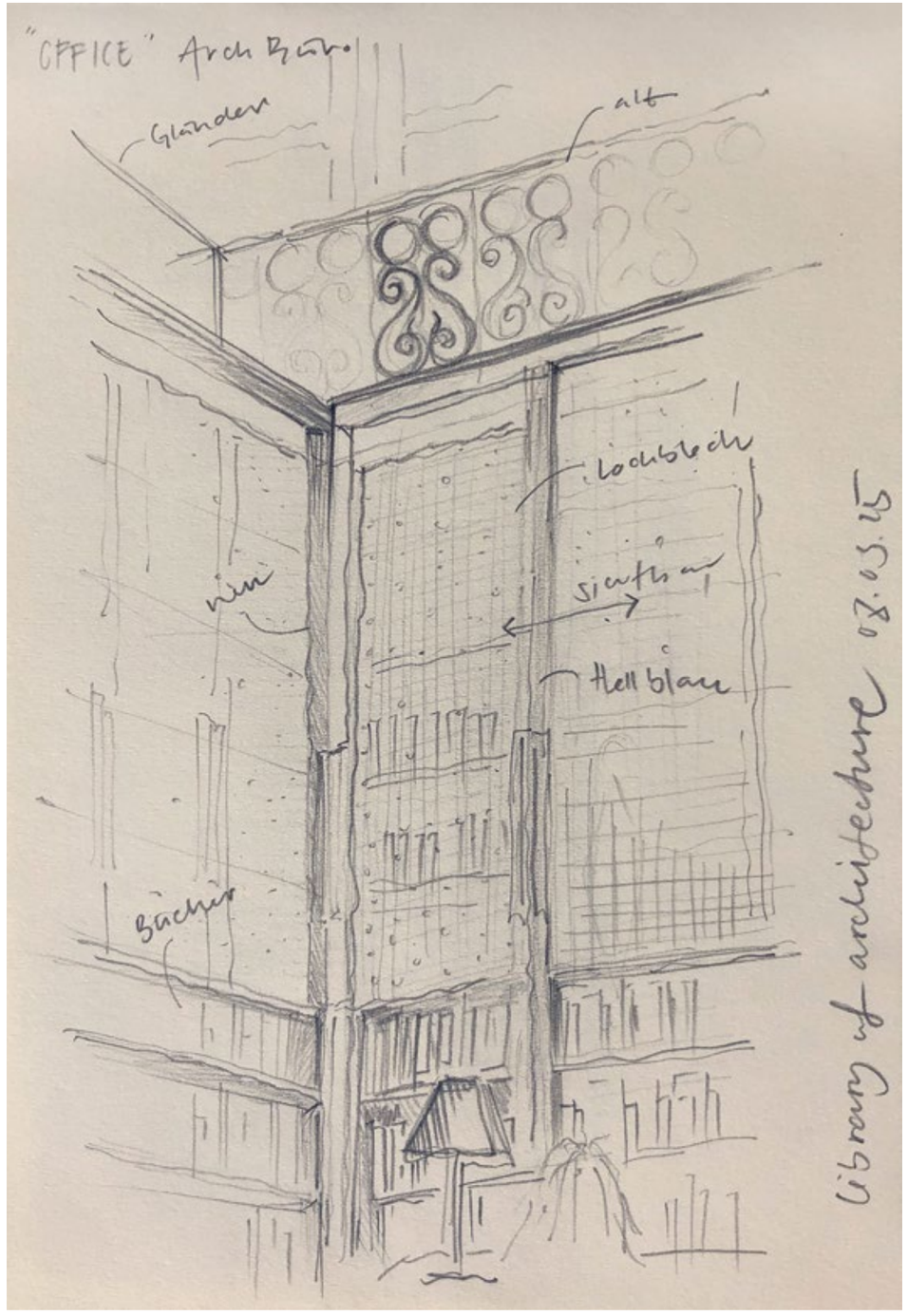
→
Serviettenskizze
Sara Jennifer Huder

↓
Haus und Atelier in
Lieve Bloemenlus,
Architecten Jan De Vylder Inge Vinck
Melina Wyss





→
Library of Architecture, Gent
Daniela Fernandes



Impressum
MAG—IIA, Magazin des Instituts
für Innenarchitektur 5/2026
Hochschule Luzern – Technik & Architektur
Institut für Innenarchitektur

Konzept und Redaktion
Prof. Carmen Gasser Derungs
Prof. Dominic Haag-Walthert
Ariana Pradal
Christine Wolf

Studentische Mitarbeit
Carmen Baschung
Daniela Fernandes
Fekrije Vejseli
Alexandra Seniha Vollenweider

Gestaltung und Satz
Prof. Carmen Gasser Derungs
Ina Amenda
Christine Wolf

Texte und Grafiken
Carmen Baschung
Daniela Fernandes
Michaela Fassbind
Prof. Carmen Gasser Derungs
Marcel Glanzmann
Prof. Dominic Haag-Walthert
Alissa Hänsli
Nicole Hartmann
Eveline Kleger
Dr. Katharina König
Flurina Lanicca
Nina Lamey
Sara Löffel
Claudia Meier
Ariana Pradal
Selina Puorger
Judith Schubiger
Fekrije Vejseli
Alexandra Seniha Vollenweider
Dani Walser
Martin Wiedmer
Christine Wolf

Korrektorat
Nicole Habermacher, Punkto Textbüro

Kommunikation und Vertrieb
Michaela Fassbind

Druck
Druckerei Odermatt AG, Dallenwil

Auflage
2700 Exemplare

Herausgeberin
Hochschule Luzern – Technik & Architektur
Institut für Innenarchitektur
© 2026

ISSN 2297-7619

Bildnachweise

Cover, S. 11 © GrandPalaisRmn (musée des châteaux de Malmaison et de Bois-Préau) / Franck Raux
S. 1 – 6 Alissa Hänsli
S. 8 Daniela Fernandes
S. 12 (o) Wikipedia
S. 12 (u) Wikipedia
S. 15 Getty Images, The New York Historical
S. 17 – 21 Fotos: Katharina König, Grundriss (S. 17) und Skizze (S. 18) aus: Amtlicher Katalog Interbau Berlin, 1957
S. 19 A Light with a Dish / ± Photo by Hidetoyo Sasaki
S. 22 Sudan, Milo Keller
S. 25 Bangladesch, Asif Salman
Belgien, Severin Malaud
Indien, Ariel Huber
S. 26 Frankreich, Yvan Moreau
Brasilien, MCA Estudio Rio de Janeiro
S. 29 – 34 Wo nicht anders angegeben, stammen die Bilder von den Schreibenden
Würdigung Diplom, Ana Hofmann
Herrensalon – Damensalon, Schweizer Heimatschutz, Tanja Schätti
Treffpunkt am Aare-Ufer, © Solheure
Alpensalon, © Nova Fundaziun Origen, Benjamin Hofer
Livraria Lello, Ivo Rainha, Unsplash
Empathische Räume, © Mathias Mangold, 2025
S. 35 – 50 Arbeiten Studierende des Instituts für Innenarchitektur
S. 52 (li.) © MIGN Christian Felber
S. 55 (o) © Tilla Theus und Partner AG, Heinrich Helfenstein
S. 55 (u) © Tilla Theus und Partner AG, Andreas Kammermeier
S. 57 (o) © Tilla Theus und Partner AG, Heinrich Helfenstein
S. 57 (m) © Tilla Theus und Partner AG, Luca Zanier
S. 57 (u) Ariana Pradal
S. 58 alamy.de, HRDXTG
S. 59 – 64 Für die Werke von Hans Arp, «Aubette», 1926 – 28 © 2025, ProLitteris, Zurich
S. 65 Musées de la ville de Strasbourg
S. 66 Flurina Lanicca, Prof. Carmen Gasser Derungs
S. 67 Debora Amsler
S. 68 – 75 Absolventinnen und Absolventen des Instituts für Innenarchitektur 2025
S. 77 – 78 Skizzen Studierende des Instituts für Innenarchitektur 2025

PS: Haben Sie eine Ausgabe des MAG — IIA verpasst? Sie können sämtliche Ausgaben einsehen und als PDF herunterladen unter → hslu.ch/mag-iia

